

Jugendkulturen

Klaus Farin

Jugendkulturen heute

Beate Großegger

Jugend zwischen Partizipation und Protest

Detlef Siegfried

John Lennons Tod und die Generationswerdung der „68er“

Michael Rauhut

Held der Arbeiterklasse:

Zur John-Lennon-Rezeption in der DDR

Silke Baer · Harald Wehnboeck · Peer Wiechmann

Jugendkulturen in der politischen Bildungsarbeit

Götz Nordbruch

Islamische Jugendkulturen in Deutschland

Editorial

Vor fast dreißig Jahren, am 8. Dezember 1980, wurde John Lennon vor seinem Apartment in Manhattan erschossen. An jenem Abend endeten nicht nur alle Hoffnungen, die legendären Beatles könnten noch einmal zusammenfinden, sondern für viele Jugendliche und Erwachsene markierte Lennons jäher Tod auch einen tiefen Einschnitt in der eigenen Biografie – auf beiden Seiten des „Eisernen Vorhangs“. Denn obwohl Lennon sich schon seit Längerem weitgehend aus dem Rampenlicht zurückgezogen hatte, verbanden sehr viele mit ihm ein Stück der eigenen Jugend: Sei es, dass die Beatles den Soundtrack zur Emanzipation vom Elternhaus geliefert hatten, sei es, dass man später seine Songs auf Antikriegsdemos sang.

Die Landschaft der Jugendkulturen hat sich seit jenen Zeiten stark verändert: Gab es in den 1960er und 1970er Jahren eine überschaubare Anzahl von Szenen und klar voneinander zu unterscheidenden jugendkulturellen Strömungen, ist die heutige Vielfalt kaum mehr zu überblicken. Die Genres haben sich differenziert, ihre Grenzen sind aufgeweicht; verschiedene Kulturen haben sich zu neuen vermischt.

Auch sind Jugendkulturen nicht mehr unbedingt mit politischem oder gesellschaftlichem Protest verbunden: Bedeuten Rock 'n' Roll oder Punk auch einen Protest gegen das erwachsene „Establishment“, ist es für Jugendliche heute deutlich schwieriger, zu „rebellieren“. Ungewöhnliche Kleidung und unangepasstes Aussehen sind längst kein Ausweis mehr für eine Protesthaltung. Vieles, was einst als Tabubruch galt, ist heute gesellschaftlich etabliert. Jugendlichen deshalb pauschal politisches Desinteresse vorzuwerfen, scheint indes verfehlt. Ein Problem der Generationen nach Lennon besteht vielleicht gerade darin, dass ihre Eltern sich für die besseren Rebellen halten.

Johannes Piepenbrink

Klaus Farin

Jugendkulturen heute

Essay

Fast alles, was wir über „die Jugend“ und deren Kulturen wissen, wissen wir aus den Medien. Diese sind aber vor allem an Extremem und Negativem interessiert. Sie leben davon, stets das Außergewöhnliche, nicht Alltägliche in den Vordergrund zu rücken und zur Normalität zu erheben: Drei betrun-

Klaus Farin

Geb. 1958; Fachautor, Dozent und Leiter des Berliner Archiv der Jugendkulturen e.V., Fidicinstraße 3, 10965 Berlin.
klaus.farin@jugendkulturen.de
www.klaus-farin.de

kene Rechtsradikale, die „Sieg Heil!“ grölend durch ein Dorf laufen, erfahren so eine bundesweite Medienresonanz; eine Jugendgruppe, die sich monatelang aktiv gegen Rassismus und Rechtsextremismus engagiert, ist der Lokalzeitung in der Regel kaum ein paar Zeilen wert. Die „gute“ Nachricht ist keine. Und was nicht in den Medien stattfindet, gibt es nicht. Zudem neigen Populärmedien in Zeiten härterer Konkurrenzkämpfe um Auflagen und Einschaltquoten dazu, ihre Themen weiter zuzuspitzen. „Keine Jugendgewalt“ oder „immer weniger Gewalt“ sind keine Themen, die sich gut verkaufen. Und so heißt es stets: „Immer mehr Jugendgewalt“, „immer brutaler“ die Täter. Da ist Sensation statt Information gefragt, immer schneller, immer schriller, immer billiger.

Wir sollten uns also bewusst machen, dass das, was wir über „die Jugend“ zu wissen glauben, nicht unbedingt der Realität entspricht, sondern der veröffentlichten Realität, dem, was Medien aus der unendlichen Fülle täglicher Ereignisse auf Basis ihrer eigenen Perspektive und Interessenlage für uns vorsortieren und auf die Agenda setzen. Medien präsentieren nur einen kleinen – meist negativen – Ausschnitt von „Jugend“ (zudem mit oft haarsträubend schlecht recherchierten „Fakten“), den wir pars pro toto nehmen.

Dass diese Botschaft von der immer schlimmeren Jugend auf fruchtbaren Boden

fällt, ist allerdings kein neuer Trend: Seit Sokrates vor mehr als 2000 Jahren heißt es über jede Jugend, sie sei schlimmer, respektloser, konsumtrottlicher, unpolitischer, unengagierter als die vorhergegangenen – sprich: als wir selbst. Dies ist jedoch mehr einer gnädigen Rosarot-Zeichnung unserer eigenen Jugendphase geschuldet. Nehmen wir nur einmal als Beispiel die berühmten „68er“, die nachfolgenden Generationen seitdem stets als leuchtendes Vorbild vorgehalten werden: scheinbar eine ganze Generation auf den Barrikaden, politisiert und engagiert, Aktivistin einer sexuellen und kulturellen Revolution. Tatsächlich gingen damals nur drei bis fünf Prozent der Studentinnen und Studenten demonstrierend auf die Straße, und die „Bravo“-Charts der Jahre 1967 bis 1970 verzeichnen als beliebteste Künstler der Jugend jener Jahre nicht die Rolling Stones, Jimi Hendrix oder The Doors, sondern mit großem Abstand: Roy Black.

Den Mainstream prägende Minderheiten

Es waren Minderheiten, die sich damals engagierten, auch wenn es ihnen gelang, einer ganzen Generation ihren Stempel aufzudrücken. Nicht anders ist es heute: Die Mehrheit jeder Generation ist bieder, spießig, konsumtrottlich und unengagiert. Das ist bei den Jungen kaum besser als bei den Alten. Es sind immer Minderheiten, die etwas bewegen (wollen) und dabei manchmal sogar die Gesamtgesellschaft verändern.

Etwa 20 Prozent der Jugendlichen in Deutschland gehören aktiv und engagiert Jugendkulturen an; sie sind also Punks, Gothics, Emos, Skinheads, Fußballfans, Skateboarder, Rollenspieler, Cosplayer, Jesus Freaks usw. und identifizieren sich mit ihrer Szene. Minderheiten, sicherlich, die allerdings – am deutlichsten sichtbar im Musik- und Modegeschmack – die große Mehrheit der Gleichaltrigen beeinflussen. Rund 70 Prozent der übrigen Jugendlichen orientieren sich an Jugendkulturen. Sie gehören zwar nicht persönlich einer Jugendkultur an, sympathisieren aber mit mindestens einer jugendkulturellen Szene, besuchen am Wochenende entsprechende Szenepartys, Konzerte oder andere Events, hören bevorzugt die Musik einer bestimmten Szene, wollen sich aber nicht ver-

bindlich festlegen. Jeder Szene-Kern wird so von einem mehr oder weniger großen Mitläuferschwarm umkreist, der zum Beispiel im Falle von Techno bzw. elektronischer Musik und Hip-Hop mehrere Millionen Jugendliche umfassen kann. So sind die Aktiven der Jugendkulturen wichtige *opinion leader* oder *role models* ihrer Generation.¹

Musik ist für fast alle Jugendlichen so ziemlich das Wichtigste auf der Welt. So ist auch die Mehrzahl der Jugendkulturen, von denen heute die Rede ist, musikorientiert: Techno, Heavy Metal, Punk, Gothics, Indies; auch Skinheads gäbe es nicht ohne Punk, Reggae und Ska; selbst für die Angehörigen der Boarderszenen, eigentlich ja eine Sportkultur, spielt Musik eine identitätsstiftende Rolle. Dabei geht es nie nur um Melodie und Rhythmus, sondern immer auch um Geschichte, Politik und grundlegende Einstellungen zur Gesellschaft, die nicht nur die Texte und Titel der Songs vermitteln, sondern auch die Interviews, Kleidermarken, nonverbalen Gesten und Rituale der jeweiligen Künstlerinnen und Künstler. Musik ist für viele Jugendliche – vor allem, aber nicht nur für die in Szenen – ein bedeutender Teil der Identitätsfindung.

Unübersichtliche Vielfalt

Jugendkulturen erwecken heute bei den meisten Menschen – übrigens auch oft bei Jugendlichen selbst – einen sehr diffusen Eindruck: Scheinbar gibt es davon immer mehr, in immer schnelleren Intervallen, in immer schrilleren Präsentationsformen. Sicherlich ist es richtig, dass heute im Vergleich zu den 1950er, 1960er, 1970er Jahren sehr viele Jugendkulturen existieren, deren Angehörige zudem nicht mehr leicht einzuordnen sind. Gab es zu meiner Jugendzeit – ich bin Jahrgang 1958 – eigentlich nur die Mofa-Cliquen, die Fußball-Fans, die Hardrock- bzw. Heavy-Metal-Fans, uns Langhaarige und die „Spießer von der Jungen Union“, die alle auch für Außenstehende und Szene-Unkundige am Äußeren

leicht zu erkennen waren, so existieren heute einige hundert Stilvariationen und Untergruppen, die sich mitunter nur noch selbst gegenseitig sofort einordnen können. Da gibt es nicht *den* Heavy-Metal-Fan, sondern den Black Metal, den Trash Metal, den New-Wave-of-British-Heavy-Metal-Fan und eben auch noch die Traditionalisten von der Deep-Purple-Fraktion, nicht *den* Techno-Fan, sondern rund ein Dutzend Techno-Spielarten von Gabber bis Goa. Und deren Angehörige erfüllen zudem nicht immer unsere visuellen Erwartungen und Vorurteile: Da ist der Popper mit dem Silberköfferchen in Wirklichkeit ein anarchistischer Computerhacker, der rassistische Neonazi kommt langzotellig und im Style des Motörhead-Sängers Lemmy Kilminster daher. Die zentrale Botschaft heutiger Jugendkulturen scheint zu sein: Wenn Du glaubst, mich mit einem Blick einschätzen zu können, täuscht Du Dich gewaltig. Oder andersherum: Wer wissen möchte, was sich hinter dem bunten oder auch schwarzen Outfit verbirgt, muss schlicht mit dem Objekt der Begierde reden.

Die Vielfalt der gegenwärtigen Jugendkulturen entsteht zum einen dadurch, dass nichts mehr verschwindet: Fast alle Jugendkulturen, die es jemals gab, ob Swing Kids oder Rock 'n' Roller, Hippies oder Mods, existieren heute noch: Sie sind vielleicht nicht mehr so groß, so bedeutend, so medienwirksam wie zur Zeit ihrer Geburt, aber sie leben.

Wenn man sich die großen Szenen der Gegenwart ansieht, stellt man schnell fest, dass mitnichten alljährlich neue bedeutende Jugendkulturen entstehen. Die größte Jugendkultur der 1990er Jahre war ohne Zweifel Techno. Bis zu fünf Millionen Menschen – jede bzw. jeder vierte unter 30 Jahren – identifizierten sich seinerzeit mit dieser Musik-Party-Kultur. Doch Techno entstand bereits 1988/89 und hat Vorläufer (zum Beispiel House), die weitere zehn Jahre zurückreichen.

Heute ist Hip-Hop – Oberbegriff für Graffiti, Tanz (Breakdance bzw. B-Boying/-Girling) und die Musik (Rap/MCs, DJ-ing) – weltweit die mit Abstand größte Jugendkultur. Mit keinem anderen Musikgenre wird so viel Umsatz bei unter 20-Jährigen gemacht, in jeder Stadt in Deutschland, und sei sie noch so klein, existieren Hip-Hop-Kids. Doch auch Hip-Hop ist keine Erfin-

¹ Vgl. Klaus Farin, Jugendkulturen in Deutschland. Band 1: 1950–1989, Band 2: 1990–2005, Bonn 2006 (Bd. 3 und 5 in der Reihe „Zeitbilder“ der Bundeszentrale für politische Bildung, vergriffen, Neuauflage für 2011 geplant); ders., Über die Jugend und andere Krankheiten. Essays und Reden 1994–2008, Berlin 2008.

derung der späten 1990er Jahre, sondern bereits Anfang der 1970er Jahre in der New Yorker Bronx entstanden. Bereits 1979 erschien auch auf dem deutschen Markt die erste Hip-Hop-Single „Rapper’s Delight“ von der Sugarhill Gang.

Punk – eine weitere der historisch bedeutenden „Stammkulturen“ (nicht quantitativ: Punk ist ein Minderheitenphänomen mit wenigen hunderttausend Szeneangehörigen, aber von der Kreativität und dem Einfluss auf andere Szenen her) – entstand 1975/76. Die Skateboarder lassen sich bis auf die Surfer der 1950er/1960er Jahre zurückführen (The Beach Boys), und auch die ersten Skateboards tauchten in Kalifornien bereits Ende der 1950er Jahre auf, ehe 1963 das erste fabrikgefertigte Skateboard auf den (US-)Markt kam. Gothics – früher auch Grufties, Dark Waver, New Romantics etc. genannt – erlebten die Geburt ihrer Szene bereits um 1980/81 als Stilvariante des Punk: eine introvertierte, melancholische neue Blüte, geprägt vor allem von Jugendlichen mit bildungsbürgerlichem familiären Hintergrund, denen Punk zu „aggressiv“ und zu „prollig“ war. Die ersten Emos, eine scheinbar neue Jugendkultur des 21. Jahrhunderts, wurden in Wahrheit schon Mitte der 1980er Jahre als Abspaltung der Hardcore-Szene gesichtet (Kultbands: Rites of Spring, Fugazi etc.). Ein typisches Kennzeichen heutiger Jugendkulturen scheint also zu sein, dass sie alt sind.

Dass dies nicht jedem sofort auffällt, liegt an einem Stilprinzip, das sich seit den 1990er Jahren als dominant herausgebildet hat: Crossover. Der ständige Stilmix, die Freude an der „Bricolage“ (Claude Lévi-Strauss), dem Sampling eigentlich unpassender Stilelemente zu immer neuen, bunteren (oder eben düsteren) Neuschöpfungen. Dies gilt sowohl für die Mode als auch für die Musik: Aus Punk und Heavy Metal entstehen Hardcore und Grunge, Punk und Techno treffen sich in der Band The Prodigy, die Band Body Count vereint Hip-Hop und Heavy Metal, der Musiktherapeut Guildo Horn macht mit nur einem Schuss Ironie aus spießiger Schlagermusik Jugendkultpartys.

Man kann sich Jugendkulturen bildlich wie Tropfen in einem Meer vorstellen: Es regnet selten neue Jugendkulturen, aber innerhalb des Meeres mischt sich alles unaufhör-

lich miteinander. Immer wieder erfasst eine große (Medien-)Welle eine Jugendkultur, die dann für eine kurze Zeit alle anderen zu dominieren scheint wie Techno in den 1990er Jahren und derzeit Hip-Hop. Doch die Küste naht, und auch die größte Welle zerschellt. Das Wasser verdampft dabei jedoch nicht, sondern es fließt wieder ins offene Meer zurück – zersprengt in viele kleine Jugendkulturen, verwandt und doch verschieden.

Diese ständige Vermischung hat insgesamt die Grenzen zwischen den Szenen seit den 1990er Jahren deutlich durchlässiger werden lassen. Selbstverständlich ist jeder Szeneangehörige immer noch zutiefst davon überzeugt, der einzig wahren Jugendkultur anzugehören (Arroganz ist seit jeher ein wichtiges Stilmittel von Jugendkulturen), doch die Realität zeigt: Kaum jemand verbleibt zwischen dem 13. und 20. Lebensjahr in einer einzigen Jugendkultur; typisch ist der regelmäßige Wechsel: heute Punk, in der nächsten Saison Gothic, ein Jahr später vielleicht Skinhead oder Skateboarder. Oder gleich Punk *und* Jesus Freak, Skateboarder *und* Hip-Hopper. Oder: An diesem Wochenende Gothic, am nächsten Brit-Popper, der Montag gehört der Liebsten, am Mittwoch geht’s ins Fitnessstudio, am Freitag zur THW-Jugend oder zur Jungen Gemeinde. Für eine wachsende Gruppe der Jüngeren ist eine Identität, eine Rolle zu wenig. Ambivalenz und Flexibilität sind die Lebensprinzipien immer mehr jüngerer Menschen. Was der (Arbeits-)Markt ihnen zwangsweise lehrt, pflanzt sich in den selbstbestimmten Freizeitwelten fort.

Zwischen Rebellion und Markt

So unterschiedlich all diese Szenen auch sein mögen, sie haben eines gemeinsam: Jugendkulturen sind grundsätzlich vor allem Konsumkulturen. Sie wollen nicht die gleichen Produkte konsumieren wie der Rest der Welt, sondern sich gerade durch die Art und Weise ihres Konsums von dieser abgrenzen; der Konsum vor allem von Musik, Mode, Events ist ein zentrales Definitions- und Identifikationsmerkmal von Jugendkulturen. Das bedeutet auch: Wo Jugendkulturen sind, ist die Industrie nicht fern.

Vielleicht ist dies einer der deutlichsten Generationenbrüche: Jugendliche haben mit

großer Mehrheit ein positives Verhältnis zum Markt, sie lieben die moralfreie Kommerzialisierung ihrer Welt. Sie wissen: ohne die Industrie keine Musik, keine Partys, keine Mode, keinen Spaß. Sie fühlen sich – anders als von ihrer üblichen erwachsenen Umgebung – zu Recht von der Industrie geliebt und respektiert. Schließlich gibt diese Milliarden Euro jährlich aus, nur um sie zu umwerben, ihre Wünsche herauszufinden und entsprechende Produkte auf den Markt zu bringen.

Selbstverständlich verläuft der Prozess der Kommerzialisierung einer Jugendkultur nicht, ohne Spuren zu hinterlassen oder sie gar gravierend zu verändern. Die Verwandlung einer kleinen Subkultur in eine massenkompatible Mode bedingt eine Entpolitisierung dieser Kultur, eine Verallgemeinerung und damit Verdünnung ihrer zentralen Botschaften: So mündete der „White Riot“ (The Clash) der britischen Vorstadtpunks in der neugewellten ZDF-Hitparade; Hip-Hop, ursprünglich eine Kultur afro- und latinoamerikanischer Ghettojugendlicher gegen den weißen Rassismus, mutierte zu einem Musik-, Mode- und Tanzstil für jedermann; aus dem illegalen, antikommerziellen Partyvergnügen der ersten Techno-Generation wurde ein hochpreisiges Disco-Eventangebot.

Die Industrie – Nike, Picaldi, Sony, MTV und wie sie alle heißen – erfindet keine Jugendkulturen. Das müssen immer noch Jugendliche selbst leisten, indem sie eines Tages beginnen, manchmal unbewusst, sich von anderen Gleichaltrigen abzugrenzen, indem sie etwa die Musik leicht beschleunigen, die Baseballkappe mit dem Schirm nach hinten tragen oder nur noch weiße Schnürsenkel benutzen – „Wir sind anders als ihr!“ lautet die Botschaft, und das wollen sie natürlich auch zeigen. Das bekommen nach und nach andere Jugendliche mit, oft über erste Medienberichte, finden es cool und machen es nach. Eine „Szene“ entsteht. Die nun verstärkt einsetzenden Medienberichte schubladisieren die neue Jugendkultur, machen Unerklärliches etwas erklärlicher, heben zu stigmatisierende oder vermarktbare Facetten hervor, definieren die Jugendkultur (um) und beschleunigen den Verbreitungsprozess. Ab einer gewissen Größenordnung denkt auch die übrige Industrie – allen voran die Mode- und die Musikindustrie – darüber nach, ob sich diese neue Geschichte nicht irgendwie kommerziell verwerten lässt. Aus

einer verrückten Idee wurde eine Subkultur, dann ein Trend und eine Mode.

Will man ein neues Produkt auf dem Markt platzieren, muss es zunächst einmal auffallen. Es muss spektakulär daherkommen und scheinbar noch nie Dagewesenes präsentieren. Das bedeutet (so paradox es auch klingen mag): Je rebellischer eine Jugendkultur ausgerichtet ist, desto besser lässt sie sich vermarkten. Nicht die Partei- oder Verbandsjugend, nicht der Kirchenchor oder der Schützenverein, sondern Punks und Gothics, Skateboarder und Hip-Hopper, Emos und Cosplayer sind die wahren Jungbrunnen der Industrie. Denn schließlich lässt sich nur das Neue verkaufen, nicht die Hosen und CDs von gestern. „Konservative“ Jugendliche, die sich aktuellen Trends verweigern, die kein Interesse daran haben, sich von den Alten abzugrenzen, die nicht stets die neue Mode suchen, sondern gerne mit Vati Miles Davis oder die Beatles hören, mit Mutti auf der Wohnzimmercouch bei der ARD in der letzten Reihe sitzen, statt im eigenen Zimmer ihre eigenen Geräte und Programme zu installieren, und bereitwillig die Hosen des großen Bruders auftragen, statt sich vierteljährlich mit den jeweils neuen Kreationen einzudecken, sind der Tod der jugendorientierten Industrie.

Artificial tribes

Jugendkulturen sind also teuer, zeitintensiv und mitunter extrem anstrengend. Anders als „normale“ Konsumenten müssen Szeneangehörige ständig auf dem Laufenden sein über die neuen Hits und Moden ihrer Kultur; sie müssen zu Beginn oft eine eigene Sprache aus Worten, Gesten, Ritualen und äußeren Kennzeichen lernen, deren Grammatik und Vokabular nirgendwo schriftlich fixiert ist, aber doch genau eingehalten werden muss, um mit den anderen Eingeweihten adäquat kommunizieren zu können und nicht gleich als uninformierter Mitläufer dazustehen.

Aber warum eigentlich die ganze Mühe, was macht Jugendkulturen für Jugendliche so attraktiv?

Jugendkulturen sind in der Lage, die nicht nur von Jugendlichen als immer chaotischer empfundene Welt ein wenig zu ordnen. Sie sind Beziehungsnetzwerke, bieten Jugend-

lichen eine soziale Heimat, eine Gemeinschaft der Gleichen. Wenn eine Gothic-Frau aus München durch Hamburg oder Rostock läuft und dort einen anderen Gothic trifft, wissen die beiden sofort enorm viel über sich. Sie (er)kennen die Musik-, Mode-, politischen und eventuell sexuellen Vorlieben des anderen, haben mit Sicherheit eine Reihe derselben Bücher gelesen, teilen ähnliche ästhetische Vorstellungen, wissen, wie der andere zum Beispiel über Gewalt, Gott, den Tod und Neonazis denkt. Und falls die Gothic-Frau aus München eine Übernachtungsmöglichkeit in Hamburg oder Rostock sucht, kann sie mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass ihr der andere weiterhilft, selbst wenn die beiden sich nie zuvor gesehen haben. Jugendkulturen sind *artificial tribes*, künstliche Stämme und Solidargemeinschaften, deren Angehörige einander häufig bereits am Äußeren erkennen. Sie füllen als Sozialisationsinstanzen das Vakuum an Normen, Regeln und Moralvorräten aus, das die zunehmend unverbündlichere, entgrenzte und individualisierte Gesamtgesellschaft kennzeichnet.

Zudem sind Jugendkulturen trotz aller Kommerzialisierung zumindest für die Angehörigen eines Szene-Kerns vor allem eine attraktive Möglichkeit des eigenen kreativen Engagements. Weil die Kommerzialisierung ihrer Freizeitwelten auch negative Folgen hat und die Popularisierung ihrer Szenen ein wichtiges Motiv der Zugehörigkeit zu eben diesen Szenen aushebelt – nämlich die Möglichkeit, sich abzugrenzen –, schafft sich die Industrie automatisch eine eigene Opposition, die sich über den Grad ihrer Distanz zum kommerziellen Angebot definieren: Wenn alle bestimmte Kultmarken tragen, trage ich eben nur No-Name-Produkte. Sag mir, welche Bands auf MTV und Viva laufen, und ich weiß, welche Bands ich garantiert nicht mag.

Wer wirklich dazugehören will, muss selbst auf dem Skateboard fahren, nicht nur die „richtige“ teure Streetwear tragen, selbst Graffiti sprühen, nicht nur cool darüber reden, selbst Musik machen, nicht nur hören, usw. Es sind schließlich die Jugendlichen selbst, welche die Szenen am Leben erhalten. Auch hier sind es wieder Minderheiten, doch diese gehören oft zu den Kreativsten ihrer Generation. Sie organisieren die Partys und andere Events, sie produzieren und vertreiben die Musik, sie geben derzeit in Deutschland (trotz der zuneh-

menden Bedeutung des Internets immer noch) mehrere tausend szeneeigene, nichtkommerzielle Zeitschriften – sogenannte Fanzines – mit einer Gesamtauflage von mehr als einer Million Exemplaren jährlich heraus. Für sie sind Jugendkulturen Orte der Kreativität und der Anerkennung, die sie nicht durch Geburt, Hautfarbe oder Wohlstand der Eltern erhalten, sondern sich ausschließlich durch eigenes, freiwilliges, selbstbestimmtes und in der Regel ehrenamtliches Engagement verdienen.

Noch nie waren so viele Jugendliche kreativ engagiert wie heute – in jeder Stadt in Deutschland gibt es heute Rapperinnen und Rapper, B-Boys und -Girls, Sprayerinnen und Sprayer, DJs und DJanes. Tausende von Jugendlichen produzieren Woche für Woche an ihren PCs Sounds – der einzige Lohn, den sie dafür erwarten und bekommen, ist Respekt. Noch nie gab es so viele junge Punk-, Hardcore- und Metal-Bands wie heute. Das Web 2.0 ist nicht nur ein Ort der Jugendgefährdung, sondern auch ein Tummelplatz enormer jugendkultureller Aktivitäten, mit denen bereits 14-, 15-, 16-Jährige eine Medienkompetenz zeigen und sich erwerben, über die manch hauptberuflicher Jugendschützer nicht ansatzweise verfügt. Auch die Sportszenen jenseits der traditionellen Vereine – von den Boarderszenen über Parcours bis zu den Juggern – boomen.

Doch noch nie war die Erwachsenenwelt derart desinteressiert an der Kreativität ihrer „Kinder“. *Respekt* ist nicht zufällig ein Schlüsselwort fast aller Jugendkulturen. Respekt, Anerkennung ist das, was Jugendliche am meisten vermissen, vor allem von Seiten der Erwachsenen. Viele Erwachsene, klagen Jugendliche, sehen Respekt offenbar als Einbahnstraße an. Sie verlangen von Jugendlichen, was sie selbst nicht zu gewähren bereit sind, und beharren eisern auf ihre Definitionshegemonie, was anerkennungswürdig sei und was nicht: Gute Leistungen in der Schule werden belohnt, dass der eigene Sohn aber auch ein exzellenter Hardcore-Gitarrist ist, die Tochter eine vielbesuchte Emo-Homepage gestaltet, interessiert zumeist nicht – es sei denn, um es zu problematisieren: Bleibt da eigentlich noch genug Zeit für die Schule? Musst du immer so extrem herumlaufen, deine Lehrer finden das bestimmt nicht gut ...

Dabei weiß jede gute Lehrerin bzw. jeder gute Lehrer, welche Schülerinnen, welche

Schüler am meisten Stress verursachen: die Gleichgültigen, die, die sich für gar nichts interessieren, keine Leidenschaft kennen, für nichts zu motivieren sind. Schule braucht heute nicht nur motivierte Lehrer, sondern auch engagierte, kreative, selbstbewusste Schüler. Leider haben immer noch sehr, sehr viele Jugendliche wenige Chancen, Selbstbewusstsein zu erwerben. Viele fühlen sich schon mit 13, 14 Jahren „überflüssig“ in dieser Gesellschaft. Und die Schule ist offenbar oft nicht in der Lage bzw. willens, gegenzusteuern. Sie hat es bis heute nicht verstanden, strukturell eine Anerkennungskultur zu entwickeln, die Schüler für gute Leistungen belohnt statt für Versagen zu bestrafen und herabzuwürdigen.

Jugendkulturen werden deshalb immer wichtiger: Hier können Jugendliche einmal selbst erfahren, dass in ihnen noch etwas steckt, dass sie kreative Fähigkeiten haben, die ihnen ihre Umwelt selten zutraut – bis sie sich selbst auch nichts mehr zutrauen.

Beate Großegger

Jugend zwischen Partizipation und Protest

Essay

Sex and Drugs and Rock 'n' Roll“, Provokation und Randalie oder auch engagierter Protest – die gängigen Jugendkultur-Mythen malen Bilder von einer aufbegehrenden Jugend, welche die bestehende Ordnung nicht hinnimmt, sondern umkrepeln oder zumindest subversiv unterlaufen will. Doch in der Gegenwart fehlt es diesen Bildern an realer Entsprechung. Jugendkultur ist heute eine größtenteils politikfreie Zone.

Beate Großegger

Dr. phil, geb. 1966; wissenschaftliche Leiterin und stellvertretende Vorsitzende des Instituts für Jugendkulturforschung, Alserbachstraße 18/7. OG, 1090 Wien/Österreich. bgrossegger@jugendkultur.at



Noch vor ein paar Jahrzehnten trachteten aufmüpfige Jugendliche danach, aus einer Welt voller Normen auszubrechen. In den späten 1960er Jahren attackierten die Studentebewegung und die Woodstock-Generation das sogenannte Establishment mit linken Gesellschaftsutopien und alternativen Lebensformen, was für entsprechende Empörung sorgte. In den 1970er Jahren hieß es „Anarchy in the UK“ und „Macht kaputt, was euch kaputt macht“. Diskursrockbands wie „Ton Steine Scherben“ setzten auf politische Botschaften, und die Punkbewegung, die in den legendären Sex Pistols ihre Helden fand, suchte durch Provokation die gesellschaftliche Konfrontation auf symbolischer Ebene. In den 1980er Jahren folgten die Abrüstungsdebatte, die Öko- und Antiatomkraftbewegung sowie der links-alternative Lebensstil. Öffentliche Toiletten wurden mit Sprüchen wie „Petting statt Pershing“ oder „Atomkraft – pfui deibel!“ zugekritzelt, die Sponti-Szene eroberte den sozialpolitischen Raum.

Bis Anfang der 1990er Jahre tönte der jugendkulturelle Protest primär von links. Erst im wiedervereinigten Deutschland formierte er sich verstärkt auch von rechts. Die militante Präsenz kahlgeschorener Rechtsextremer

in Bomberjacken und Springerstiefeln bann- te nunmehr die Blicke der Öffentlichkeit und konfrontierte die Gesellschaft mit der Tatsache, dass in der Jugendkultur ein Struktur- wandel des politischen Protestes im Gange war. Protest, der bislang eine Domäne der bildungsnahen Jugend und der Studierenden war, verlagerte sich zunehmend in das Segment der Auszubildenden, der Arbeitslosen und der Jugendlichen mit niedriger Bildung.¹ Zu Beginn des neuen Jahrtausends ist es um das Politische in den Jugendkulturen jedoch vergleichsweise ruhig geworden – ein Trend, der bis heute anhält.

„Politikfasten“ im Trend

Während die erwachsene Öffentlichkeit darüber nachdenkt, wie man junge Menschen an politischen Prozessen und Entscheidungen stärker beteiligen könnte, präsentiert sich der jugendkulturelle Mainstream heute weitgehend apolitisch. Die breite Mehrheit der Jugendlichen identifiziert sich mit Jugendkultur(en), doch sie nutzt diese nicht für politische Positionierungen, sondern vielmehr für ein bewusstes Ausklinken aus der Beschäftigung mit den großen politischen Themen unserer Zeit.

Zwar finden sich nach wie vor Nischen, die Jugendkultur und Protest vereinen, doch haben diese kaum Einfluss auf die mehrheitsfähigen Bereiche der „Gesellschaft der Gleichaltrigen“.² Eine über Lebensstilgrenzen und Bildungsschichten hinweg reichende Politikdistanz markiert vielmehr den jugendkulturellen Zeitgeist der Gegenwart: „Politikfasten“ liegt im Trend. Die breite Mehrheit der Jugendlichen ist politikerverdrossen und institutionenskeptisch.³ Doch der Unmut hat weder

verstärkte Partizipation zur Folge, noch mündet er in einen gegen das politische Establishment gerichteten jugendkulturellen Protest. Wut im Bauch, die frei nach dem Motto „Get up, stand up“ vormals nicht nur die Bob-Marley-Fans beflügelte, ist der heutigen Jugend weitgehend fremd. Unangepasste Musik oder Mode sind schon lange nicht mehr gleichbedeutend mit einer Absage an die herrschende Gesellschaftsordnung. Die Grundstimmung weist in eine andere Richtung: Man ist in der herrschenden Ordnung zwar mit Vielem nicht einverstanden, dennoch setzt man ihr weder etwas entgegen, noch versucht man, sich ihr mit aller Konsequenz zu entziehen.

Trotz grundsätzlicher Politikskepsis fühlen Jugendliche ihre Staatsbürgerrolle aus und geben sich als überzeugte Demokratinnen und Demokraten. Im Übrigen bleiben sie in gesellschaftspolitischen Fragen aber eher passiv. Selbst die bildungsnah, politisch eher links zu verortende Jugend, die sich in vergangenen Jahrzehnten für eine gesellschaftsuto- pisch gedachte „andere Zukunft“ stark machte, beschränkt sich heute vielfach darauf, die Politikberichterstattung der Qualitätstages- zeitungen kritisch mitzuverfolgen. Das heißt, man informiert sich, diskutiert und macht von seinem Wahlrecht Gebrauch. Für mehr politische Beteiligung im herkömmlichen Sinne, also in Form von Demonstrationen, Unterschriftensammlungen, Engagement in Parteien, Bürgerinitiativen oder NGOs, fehlt den meisten jedoch die Motivation.

Demokratie, so wie sie von Jugendlichen heute verstanden wird, ist im Wesentlichen eine Zuschauerdemokratie, in der die Bürgerinnen und Bürger durch die Programme zap- pen, statt aus dem Sessel zu kommen und sich mit Ideen und politischen Positionen einzumischen.⁴ Vielleicht hat das auch mit einem Mangel an Naivität zu tun. Die heutige Jugend weiß nämlich sehr wohl, dass sich die großen gesellschaftspolitischen Fragen und Probleme nicht auf Knopfdruck bewältigen lassen. Möglicherweise hält sie dies von persönlichem Engagement ab, zumal Jugendliche betont er- gebnisorientiert denken. Im Klartext: Wenn der gewünschte Output nicht in Reichweite scheint, lassen sie es mit persönlichem Einsatz

¹ Vgl. Markus Klein, Jugend und politischer Protest. Eine Analyse im Kontext aller Partizipationsformen, in: Edeltraud Roller/Frank Brettschneider/Jan W. van Deth (Hrsg.), Jugend und Politik: „Voll normal!“ Der Beitrag der politischen Soziologie zur Jugendforschung, Wiesbaden 2006, S. 291–314.

² Jürgen Zinnecker/Imbke Behnken/Sabine Maschke/Ludwig Stecher, Null Zoff & voll busy. Die erste Jugend- generation des neuen Jahrtausends, Opladen 2002.

³ Vgl. u.a. Bernhard Heinzlmaier, Politikverständnis bei jungen ÖsterreicherInnen, Vortrag im Renner Institut Innsbruck, 12.9.2009; Beate Großegger, Die anti-revolutionäre Generation. Selbstverständnis und Grundbefindlichkeit Jugendlicher vierzig Jahre nach Woodstock, Berichtsband zur Eigenstudie des Instituts für Jugendkulturforschung, Wien 2009.

⁴ Vgl. Franz Walter, Im Herbst der Volksparteien? Eine kleine Geschichte von Aufstieg und Rückgang politischer Massenintegration, Bielefeld 2009, S. 109.

lieber sein und versuchen stattdessen, durch Teilhabe an fröhlich bunten Konsum- und Erlebniswelten Ablenkung von den Problemen der Zeit zu finden. So ist zum Beispiel die Begeisterung für jugendkulturelle Musik- und Sportevents in diesem Zusammenhang zu sehen: Jugendliche tauchen in das Eventerlebnis ein und können so für ein paar Stunden abschalten. Die Mühen des Alltags einfach einmal für kurze Zeit vergessen und so richtig „die Sau rauslassen“ – das ist es, worum es großen Teilen der Jugend geht.^f Das System wird von ihr zwar als drückend empfunden, doch die Verhältnisse werden nicht aus einer politischen Grundhaltung kritisiert, geschweige denn, es wird versucht sie umzukrempeln, sondern sie werden lediglich kurzzeitig ausgeblendet.

Ästhetisierung statt politischer Debatten

Die zeitgenössische Jugendkultur präsentiert sich als ausdifferenzierte und in sich vielfältige Jugendzenenlandschaft. Quantitativ bedeutsame Szenen sind allesamt nicht im engeren Sinne politisch, sondern präsentieren sich als populäre Freizeitkulturen. Die zahlenmäßig größte politisch codierte Jugendzene der Gegenwart, Ökos und Alternative, in der sich weltanschauliche Positionierungen und jugendkultureller Lifestyle mischen, liegt quantitativ lediglich im unteren Mittelfeld der populären jugendkulturellen Szenen. Punks und Skinheads, die als Beispiele für politisch motivierte Jugendkulturen im Bewusstsein der Öffentlichkeit fest verankert sind, sind zahlenmäßig noch schwächer vertreten und haben auf den jugendkulturellen Zeitgeist kaum Einfluss. Die breite Mehrheit der jugendkulturorientierten Jugendlichen begegnet politisch codierten Jugendkulturen mit gleichgültiger Toleranz: Man findet sie vielleicht nicht sympathisch, ist möglicherweise sogar gegen sie, würde aber kaum Energien darauf verschwenden, sich auch öffentlich gegen sie zu positionieren.

Grundsätzlich gilt: Die Selbstdefinition Jugendlicher läuft heute weniger über Weltan-

schauung, dafür umso mehr über den *Style*. Nicht der politisch-moralische Appell ist das Leitthema, sondern expressives Selbstausdrucksverhalten.⁶ Gestaltungsansprüche beziehen sich nicht primär auf Gesellschaft und Politik. Wenn gestaltet wird, dann ist es vorzugsweise der eigene Körper. Durch ästhetische Praxen verändern die Jugendlichen nicht die „große Welt da draußen“, sondern sie passen die eigene Lebenswelt an den Lifestyle ihrer Wahl an.

Selbst dort, wo in den Jugendkulturen Politik noch Thema ist, wird weniger auf der Diskursebene gearbeitet, sondern es wird vorzugsweise symbolisch kommuniziert. In der linksalternativen Szene gilt beispielsweise „Her mit dem schönen Leben“, und zugleich heißt es frei nach Jan Delay: Systemkritik ist (immer auch) Stylekritik.⁷ Den Style der politischen Institutionen und ihrer Akteure empfinden diese Jugendlichen als langweilig und nicht mehr zeitgemäß. Diese Jugendlichen sind überzeugt, dass Partizipation und Protest auch Spaß machen müssen, bunt und mit einem hedonistischen Lebensgefühl vereinbar sein sollen. In der (politischen) Praxis heißt das, wenn für oder auch gegen etwas demonstriert wird, wird zugleich auch lebensfroh Party gemacht: zum Beispiel mit einem für ein Soundsystem umgebauten Lastwagen, Jongleuren und einer Gruppe Demonstrierender, die ihre Forderungen popkonform im Stil der Deutschrock-Band Wir sind Helden von Nachwuchsmusikern in die protestbereite Menge vermitteln lässt. Nur noch Splittergruppen marschieren in traditioneller Weise mit Transparenten und verbreiten dabei per Megaphon ihre Forderungen. Bei der lifestyleorientierten linksalternativen Jugend fließen politische Statements und eine lustvoll betriebene Ästhetisierung der politisierten jugendkulturellen Lebenswelten hingegen ineinander.

Das heißt, die klassische Form der Protestkundgebung hat sich durch lebensstilorientierte Praxen verändert. Zudem sind neue Artikulationsformen entstanden, die zu den

^f Vgl. Institut für Jugendkulturforschung, Gesundheitsförderung in der Zielgruppe Jugendliche. Berichtsband zur Grundlagenstudie zu Gesundheitsbewusstsein und Gesundheitsstilen bei 14- bis 25-jährigem Event-Publikum im urbanen Raum und in den Regionen, Wien 2009, S. 34.

⁶ Vgl. Wilfried Ferchhoff, Jugendkulturen und ihr (Nicht-)Bezug zur politischen Bildung, in: Report, (2003) 1, S. 245–254, online: www.die-bonn.de/doks/ferchhoff0301.pdf (30.1.2010).

⁷ Vgl. Beate Großegger, Systemkritik ist Stylekritik. Politische Kommunikation mit der Zielgruppe „Jugendliche“, in: Daniela Graf/Fritz Zaun (Hrsg.), Neue Macht durch Neue Medien? Die Zukunft der politischen Kommunikation, Wien 2008, S. 79–91.

traditionellen Protest- und Partizipationsformen auf Distanz gehen und sich bewusst an der Schnittstelle von Politik und Party positionieren. Nicht „fuck politics“ sondern „dance against reality“ ist hier Programm. Dem nicht genug, die Welt des jugendkulturellen Protests bzw. das, was davon übrig ist, scheint mancherorts regelrecht Kopf zu stehen: Bekannte Ausdrucksformen und Begriffe der Partizipation bzw. des Protestes werden aus ihren historisch-kulturellen Bezügen herausgerissen und in einen neuen Kontext gestellt. So üben sich rechte Kids beispielsweise in traditionell linken Beteiligungsinitiativen und planen „Sit-ins“ in der Garage ihres Bürgermeisters, um etwa auf ihren Wunsch nach einem Jugendzentrum aufmerksam zu machen. Diese Jugendlichen praktizieren zivilen Widerstand wie einst John Lennon und Co. – freilich mit völlig anderem weltanschaulichen Hintergrund, anderen konkreten Interessen und wohl auch ohne zu wissen, dass das, was sie tun, in Lehrbüchern als Beteiligungsform beschrieben wird.

Was macht indessen die Jugend, die den Mainstream repräsentiert? Sie kämpft mit teils schriller Ästhetik nicht etwa einen symbolischen Kampf gegen das System, sondern sie ringt viel eher um individuelles Besondere-Sein, wobei gilt: Heute ist es schwerer als früher, besonders zu sein, „doch dafür ist es einfacher Punk zu werden, weil alle wissen: Klar, der hat einen Iro oder zumindest bunte Haare. Dann gehst du einfach in den Laden und holst dir dein Outfit, und der Friseur weiß auch schon Bescheid“ – Farin Urlaub, Frontmann der Punkband Die Ärzte, hat dies treffend bemerkt.¹⁸

Soziokulturelle Beteiligung statt politisch motivierter Rebellion

Wenn man im jugendkulturellen Mainstream nach Beteiligungsinitiativen Ausschau hält, findet man diese in der Regel nicht in Bereichen, die im engeren Sinne politisch bzw. gemeinwohlorientiert sind, sondern vielmehr in lebensraumbezogener, soziokultureller Partizipation, die vorrangig auf das enge Umfeld der eigenen *peer group* konzentriert ist. Erobern von Freiräumen, die weder von pädagogischen, noch von politischen Zielen bestimmt

¹⁸ Ab einem gewissen Erfolg ist Rebellion nur noch Pose, in: Sounds, (2008) 2, S. 46–49, hier: S. 47.

werden – das ist es, worum es hier geht. Da Freiräume für Jugendliche knapp sind und es nicht einfach ist, sich Nischen für das eigene Tun zu erschließen, mag dies für manche wie ein politischer Akt wirken. Diejenigen Jugendlichen, die sich soziokulturelle Freiräume erobern, verstehen sich selbst freilich meist nicht als politisch – zumindest nicht als politisch im von Erwachsenen gemeinten Sinn. Beteiligung findet hier ganz nahe am persönlichen Alltag statt und bedeutet in erster Linie Mitgestalten von Lebensräumen. Wahre Heldinnen und Helden sind hier nicht diejenigen, die mit gegenkulturellen Konzepten und rebellischer Attitüde die Gesellschaft umkremplen wollen und damit die Blicke der Öffentlichkeit auf sich ziehen, sondern diejenigen, die auf die kleinen sozialen Welten gestaltend einwirken. Sie sind Helden des Alltags. Und sie „ticken“ so (oder zumindest so ähnlich) wie zum Beispiel der 16-jährige Thom, der meint: „Ich kann mein Umfeld verändern und, indem ich mein Umfeld verändere, verändere ich meine Welt. Und wenn meine Welt in Ordnung ist, dann gibt es wieder positive Energie, und dann kann ich weiter versuchen ...“¹⁹

Jugendliche wie Thom denken nicht (mehr) in großen Systemzusammenhängen. Jugendkultur, wie wir sie hier beobachten können, steht – auch in politischer Hinsicht – für ein Paralleluniversum: eine Kultur mit Eigensinn, aber ohne großen Oppositionsanspruch. Die Welt, in die sich diese Jugendlichen hineingeboren sehen, wird ästhetisch-expressiv kommentiert. Um Politik im engeren Sinne geht es dabei eher selten. Erfahrungen aus dem persönlichen Alltag stehen im Vordergrund. Die Problemperspektive konzentriert sich vielfach auf das Selbst.

Diese Jugendlichen können die Defizite unserer Gesellschaft zwar teilweise scharfsinnig in Worte fassen, das Vokabular, in dem sich die Elterngeneration über Politik und Gesellschaft unterhält, ist ihnen aber oftmals nicht vertraut. Und auch die Perspektiven, mit denen Erwachsene auf Gesellschaft und Politik blicken, sind ihnen vielfach fremd. Wer mit ihnen in einen gesellschaftspolitischen Dialog treten will, ist daher gut beraten, bei konkreten Alltagserfah-

¹⁹ Institut für Jugendkulturforschung, Nix los in St. Johann? Ein partizipatives Forschungsprojekt mit Jugendlichen im Auftrag der Musik Kultur St. Johann (Projektbericht), Wien 2006, S. 45.

rungen anzusetzen, denn nur so kann es gelingen, Fäden weiterzuspinnen und den Blick verstärkt auch auf die großen gesellschaftspolitischen Fragen unserer Zeit zu richten.

Politikdistanz als gesellschaftliche Herausforderung

Das Verhältnis der heutigen Jugend zu Politik und Gesellschaft ist nicht nur schwierig, es ist in gewisser Weise auch paradox. Kritisiert wird von den Jugendlichen Vieles. Protest ist ihnen (in den herkömmlichen Formen) aber schlichtweg zu mühsam. Parteienorientierte Partizipation ist „out“, und auch ziviler Ungehorsam ist für sie kein großes Thema. Selbst engamentbereite Jugendliche wie Thom lassen sich mit klassischen Weltanschauungsargumenten kaum mehr abholen. Sie denken und handeln weitgehend unideologisch, was Erwachsene oftmals gehörig irritiert. Mit dem Slogan „Das Private ist politisch!“ können diese Jugendlichen wenig anfangen. Für sie gilt vielmehr: „Das Private ist privat.“

Die Jugendgeneration „Politik – nein danke!“ ist eine Generation, welche die Gesellschaft nicht mit politischen Ideen und Visionen aufmischt, sondern vielmehr trotz Kritik passiv bleibt. Die alltägliche Überforderung, die das Leben in der Gegenwartsgesellschaft kennzeichnet und die in der sozialwissenschaftlichen Debatte mit Begriffen wie Komplexitätsdruck, Informationsüberlastung oder gesellschaftlicher Burn-out diskutiert wird, wirkt heute bereits im jungen Lebensalter. Sie lähmt bereits in jungen Jahren die Bereitschaft zu sozialem und politischem Engagement und mündet in eine Sehnsucht nach dem „emotionalen Sonnenstudio“, das drängende und nicht selten auch drückende gesellschaftspolitische Themen vergessen lässt.¹⁰

War es vormalig die „aufmüpfige Protestjugend“, ist es heute die eher „politikdistanzierte Mitmachjugend“, welche die Gesellschaft vor Herausforderungen stellt und für die Demokratieförderung und die politische Bildung ein neues Szenario umreißt, mit dem in erster Linie die Erwachsenen erst noch richtig umgehen lernen müssen.

¹⁰ Vgl. B. Großegger (Anm. 3).

Detlef Siegfried

John Lennons Tod und die Generationswerdung der „68er“

*Wenn einer, der schöne Sachen gemacht hat,
tot ist, bricht die Zeit der Heldengesänge an.*

Wiglaf Droste

Noch immer meinen viele Zeitgenossen sich erinnern zu können, was sie getan und gedacht haben, als sie am Morgen des 9. Dezember 1980 erfuhren, dass John Lennon vor seinem Haus am Rande des Central Park in New York erschossen worden war.¹ Sie trauerten in den unterschiedlichsten Formen: Jugendliche hefteten sich einen selbstgemachten

Lennon-Button an den Pulli oder gingen mit schwarzer Krawatte in die Schule, etwas ältere „68er“ hörten stundenlang Beatles-Platten, in die Jahre gekommene Redakteure schrieben Gedenkartikel. Mittlerweile ist Lennons Todestag längst inkorporiert in den Annuitätenkanon der deutschen Kulturgeschichte: 1985, 1990, 2000, 2005 – immer wieder gedachten Medien, Zeitzeugen und Nachgeborene des ermordeten Künstlers. Auch auf der politischen Ebene ist er postum in manche *Hall of Fame* eingerückt. Im linken Spektrum ratifizierte die Aufnahme in das 1989 von der Büchergilde Gutenberg verlegte „Lexikon linker Leitfiguren“ die Kanonisierung, während 1994 die Umbenennung des „2. Gymnasiums“ im vormaligen Ost-Berlin in „John-Lennon-Gymnasium“ richtungsübergreifende Anerkennung dokumentierte.²

Im Unterschied zu verstorbenen Rock-Heroen wie Jimi Hendrix, Jim Morrison oder Janis Joplin hatte Lennon den Höhepunkt seiner Popularität zum Zeitpunkt seines Todes längst überschritten. Doch im Gegensatz zu ihnen, die an Begleiterscheinungen eines Lebens auf der Überholspur starben, fiel Lennon einem Attentat zum Opfer – was

Detlef Siegfried

Dr. phil. habil., geb. 1958;
Associate Professor für
Neuere Deutsche Geschichte
und Kulturgeschichte an der
Universität Kopenhagen,
Njalsgade 128, DK-2300,
Kopenhagen S/Dänemark.
detlef@hum.ku.dk



Der Tatort am Tag nach dem Attentat
© picture-alliance/dpa

auch angesichts seines politischen Profils sehr viel häufiger Assoziationen mit John F. Kennedy und Martin Luther King hervorrief, in der Bundesrepublik auch mit Rudi Dutschke, dem Wortführer der Studentenbewegung, der ein knappes Jahr zuvor an den Spätfolgen eines Attentats gestorben war.

Die Ermordung John Lennons war nicht nur in den USA und Großbritannien, sondern auch in der Bundesrepublik ein kritisches Ereignis, das aktuelle Befindlichkeiten in einem Groß-

teil der Gesellschaft schlagartig zum Ausdruck kommen ließ sowie die Selbstthematisierung der „68er-Generation“ und ihre soziale Verbreiterung vorantrieb. Gleichzeitig legitimierte sich in der Erzählung vom endgültigen Ende der *Sixties* über die Figur Lennons die neoliberale These von der Subjektwerdung des vormals kollektiv gezähmten Individuums.

Beat- und Beatles-Deutungen in den 1960er Jahren

¹ Aus der Vielzahl der retrospektiven Quellen vgl. etwa www.arte.tv/de/John-Lennon/1045974.html (21.4.2010). Zur internationalen Resonanz vgl. Anthony Elliott, *The Mourning of John Lennon*, Berkeley u. a. 1999, S. 141 ff.; Fred Fogo, *I Read the News Today. The Social Drama of John Lennon's Death*, London 1994.

² Vgl. Anne Bärenz, Lennon, John, in: Edmund Jacoby (Hrsg.), *Lexikon linker Leitfiguren*, Frankfurt/Main 1989, S. 228–229. Zum „John-Lennon-Gymnasium“ vgl. *Die Zeit*, Nr. 29 vom 15.7.1994 und Nr. 9 vom 22.2.2007.

In der „Hochkultur“, auch unter den Vorbildern der linksintellektuellen Opposition, waren die Beatles in den 1960er Jahren auf wenig Gegenliebe gestoßen. Für den Frankfurter Philosophen Theodor W. Adorno stellte ihr Sound seiner „eigenen objektiven Gestalt nach etwas Zurückgebliebenes“ dar, und der Schriftsteller Arno Schmidt reagierte ablehnend auf die Anfrage des Verlagslektors Robert Gernhardt, das Lennon-Buch „In his own write“ ins Deutsche zu über-

tragen.[¶] Linke Anhänger der Beatmusik, die nicht nur Arbeiterjugendliche, sondern auch Gymnasiasten und Studierende begeisterte, deuteten den Merseybeat hingegen als kulturellen Ausdruck einer Kritik an der rationalistischen Moderne und ihrem „Mangel an Humanität“.[¶] Wegen ihrer Klassenindifferenz, der von ihr ausgelösten massenhaften Aktivität sowie ihrer Nähe zur Kunst und zu politischen Bewegungen enthielt Beatmusik ein revolutionäres Potenzial – und galt als am wenigsten artikuliert, „sprachlose“ Form des unter der Jugend verbreiteten Protests.[¶]

Mit der Radikalisierung von 1968/69, als der emotionale Protest massenhaft auf die Ebene des Bewusstseins vorstieß, verloren die Beatles ihre Vorreiterposition – an ihre Stelle traten andere Bands wie die Rolling Stones, Künstler wie Jimi Hendrix und Frank Zappa. Nun figurierten die *Fab Four*, die durch LPs wie „Rubber Soul“ oder „Sgt. Pepper’s Lonely Hearts Club Band“ die Innovationsspirale immer wieder angestoßen hatten, aus der Sicht deutscher Interpreten als „Habermas der linken Kultur“ – vorrevolutionär und überholt.[¶] Die Deutung von Beatmusik als potenziell revolutionärer Massenkultur, wie sie seit 1965 in der linken Szene der Bundesrepublik etabliert war, bildete Ende der 1960er Jahre gleichzeitig die Folie für eine Geschichte des Verfalls, nach der die Kulturindustrie den ursprünglichen Protest durch Kommerzialisierung befriedet hatte.

Signum einer pessimistischen Zeitdiagnose

Nach Lennons Tod formten die Medien eine mehr oder weniger variierte klassische Erzählung der Beatles-Geschichte: Nach rebellischen Anfängen in den proletarisch geprägten

Hafenstädten Liverpool und Hamburg habe ihr Manager Brian Epstein die Rock ’n’ Roller in Anzüge gesteckt und massenkompatibel gemacht, wovon sie sich erst allmählich wieder emanzipiert hätten – allen voran Lennon, der sich an der Seite seiner zweiten Ehefrau Yoko Ono politisierte und vom Kommerz distanzierte. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre zog er sich zunehmend aus der Öffentlichkeit zurück, widmete sich seiner Familie und legte erst in seinem Todesjahr erstmals seit fünf Jahren eine neue LP vor. Gleichzeitig war der Diskurs über die Beatles und Lennon, wie immer, wenn Populärkultur öffentlich verhandelt wird, ein Spiegelbild zeitgenössischer Problemlagen, die sich 1980, gespeist aus einer neuerlichen Wirtschaftskrise, Kaltem Krieg und Angst vor einem ökologischen Kollaps zu einer düsteren Gegenwartsdiagnose verdichteten. Gleichzeitig erhielten die Neuen Sozialen Bewegungen Zulauf, die in den frühen 1980er Jahren den Höhepunkt ihrer Mobilisierungskraft erreichten.

Gleich nach dem Mord an Lennon stellten Radiosender ihre Sendepäne um, Beatles- und Lennon-Songs bestritten den Großteil des Nachtprogramms. Die Fernsehanstalten reagierten im Laufe des Tages und richteten Sondersendungen ein. „(Just Like) Starting Over“, die Single-Auskoppelung der LP „Double Fantasy“, die Lennon gemeinsam mit Yoko Ono im Oktober veröffentlicht hatte, stieg zwischen Dezember 1980 und Januar 1981 von Platz 11 auf Platz 3 der von den westdeutschen Hörfunkanstalten am häufigsten gespielten Titel. Den Spitzenplatz im April 1981 erreichte „Woman“, und selbst der Lennon-Oldie „Imagine“ von 1971 stieß nach seiner Wiederveröffentlichung im Frühjahr 1981 weit in die Top 50 vor. Auch in der Verkaufsbilanz der westdeutschen Schallplattenhändler rangierten diese Singles weit oben, unter den LPs kam „Double Fantasy“ auf Platz 3. Kein Wunder, dass der tote Lennon damit in der Bundesrepublik „Erfolgreichster Interpret des Jahres 1981“ wurde. Er war, wie das Zentralorgan der Schallplattenindustrie registrierte, „nach seinem gewaltsamen Tod in der Gunst seiner Fans offensichtlich überproportional gestiegen“.[¶]

Vor allem hatte sich die Zahl seiner „Fans“, mobilisiert auch durch die Printmedien, erheblich vergrößert. Das Jugendmagazin

¶ Theodor W. Adorno/Peter von Haselberg, Über die geschichtliche Angemessenheit des Bewusstseins, in: Akzente, (1965) 12, S. 487–497, hier: S. 494; Friedrich Rathjen, Lieb mich du. Arno Schmidt als Übersetzer von John Lennon, in: Zettelkasten 21, Wiesbaden 2002, S. 175–199.

¶ Jürgen Seuss/Gerold Dommermuth/Hans Mair, Beat in Liverpool, Frankfurt/M. 1965, S. 10. Vgl. auch Detlef Siegfried, Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2008, S. 238 ff.

¶ Vgl. Dieter Baacke, Beat – die sprachlose Opposition, München 1968.

¶ So Horst Schuster und Helmut Loeven in: Der Metzger, (1969) 6, S. 23 f.

¶ Der Musikmarkt, Nr. 24 vom 15.12.1981.

„Bravo“, das in seiner ganzen Geschichte über keine andere Band so viel berichtet hatte wie über die Beatles, brachte in Heft 52/1980 ein Lennon-Poster und ab Heft 1/1981 eine mehrteilige Serie über Lennon und die Beatles.¹⁸ Auch die Buchindustrie bemühte sich, den gewachsenen Bedarf schnell zu decken – und damit weiter zu schüren. Die Rotationsmaschinen von Heyne, Lübbe und insbesondere Rowohlt liefen heiß; allein der Letztere warf in der ersten Jahreshälfte 1981 drei Taschenbücher auf den Markt.¹⁹

Als im Juni 1981 die Autoren einer berühmt gewordenen Shell-Studie eine repräsentative Gruppe westdeutscher Jugendlicher befragte, wurde deutlich sichtbar, wie sich unter den 15- bis 24-Jährigen ein Zukunftspessimismus verfestigt hatte, der schon seit Längerem unter Etiketten wie *no future* medial verhandelt wurde. Mit 58 Prozent betrachtete die Mehrheit der Jugendlichen die Zukunft der Gesellschaft „eher düster“. Ihre Ängste richteten sich auf die Hochrüstung, Wirtschaftskrisen und Umweltzerstörung durch Technik und Chemie. Vor allem besser gebildete Jugendliche kritisierten die Nebenwirkungen der Industriegesellschaft, neigten aber gleichzeitig zum politischen Aktivismus, so dass die Sozialforscher einen „engen Zusammenhang von düsteren Zukunftsvorstellungen und Bereitschaft zu Kritik, zu Engagement, zum Widerstand“ ausmachten. Insofern verband sich allgemeiner Zukunftspessimismus mit Aufgeschlossenheit gegenüber den Neuen Sozialen Bewegungen. Ein Großteil der Jugendlichen standen Umweltschützern (81 %), alternativen Gruppen

(62 %), Kernkraftgegnern (53 %) und Hausbesetzern (47 %) positiv gegenüber. Politisch waren sie mehrheitlich links eingestellt.¹⁰

Der plötzlich wieder in den Mittelpunkt des Medieninteresses gerückte Lennon war eine ideale Projektionsfläche für Gegenwartsängste, weil er die düsteren und zergrübelten Komponenten der Beatles ebenso repräsentierte wie die provokativen und politisch-aktivistischen – im Gegensatz zu Paul McCartney, der für ihre optimistische Seite stand.¹¹ Manche der für die Shell-Studie befragten Jugendlichen bezogen sich bei ihren skeptischen Gegenwartsdiagnosen auf Lennons Tod – teilweise kam das in Sprüchen zum Ausdruck wie: „John Lennon ist tot, Bob Marley ist tot und mir ist auch schon ganz schlecht.“¹² Auch zogen Autoren die unmittelbar nach seinem Tod umfangreich publizierten Texte und Interviewaussagen des Künstlers direkt zur Analyse und Therapie der Gegenwartsprobleme heran. Im Vorwort eines Rowohlt-Bandes rückte der Übersetzer Niko Hansen die 1970 geäußerte These Lennons, „dass es darauf ankäme, physisch und psychisch zu überleben, von einem Tag auf den nächsten“, in eine mehr als problematische historische Analogie: „Seine Einsicht ist überlebenswichtig im Holocaust der modernen Welt – so überlebenswichtig, wie sie auch im allzu konkreten und realen Holocaust von Auschwitz war.“¹³

Dass er in der öffentlichen Wahrnehmung zum Hoffnungsträger avanciert war, zeigte sich schon bei dem von Yoko Ono einberufenen weltweiten Gedenken am Sonntag, den 14. Dezember 1980, an dem allein im Central Park mehr als 100 000 Menschen teilgenommen haben sollen. Der Autor Helmut Salzinger sah darin eine spirituelle Kraft: „Es wurde der ungeheuerlichste Stoß an geballter positiver Geistesenergie, der jemals von der Erde ausgestrahlt worden ist, und er dürfte Johns arme Seele weit hinausgewirbelt haben, weit hinaus zwischen die Sterne, bis tief in die Ga-

¹⁸ Vgl. Werner Fleischer, *All You Need is BRAVO* oder: Als BRAVO die Beatles nach Deutschland holte, in: *Archiv der Jugendkulturen* (Hrsg.), 50 Jahre Beatles, Berlin 2005, S. 35–54.

¹⁹ John Lennon, *In seiner eigenen Schreibe. In his own write, A spaniard in the works*, gedeutet von Helmut Kossodo und Wolf D. Regosky, Reinbek 1981; Lennon über Lennon. *Leben in Amerika*, John Lennon und Yoko Ono im Gespräch mit Andy Peebles, Reinbek 1981; Lennon über Lennon. *Abschied von den Beatles*, „The Rolling Stones Interviews“, John Lennon und Yoko Ono im Gespräch mit Jan Wenner, Reinbek 1981; John Lennon, John Lennon wie er sich selbst sah, Bergisch Gladbach 1981; Peter Leukefeld, John Lennon in memoriam. *Ein Leben für die Musik, die eine ganze Generation veränderte*, München 1981; Andreas Riviere, *Hommage an John Lennon. Ein Comic Reader*, München 1981. In vierter Auflage erschien die deutsche Übersetzung der Biographie von Anthony Fawcett, John Lennon. *Beatle, Künstler, Provokateur*, Bergisch Gladbach 1981.

¹⁰ Vgl. *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.), *Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder*, Bd. 1, Hamburg 1981, S. 15f.

¹¹ Vgl. etwa Lennons Selbstaussage im Interview, zit. in: Siegfried Schmidt-Joos (Hrsg.), *Idole 2. Zwischen Poesie und Protest: John Lennon, Van Morrison, Randy Newman, Jacques Brel*, Frankfurt/M. u. a. 1984, S. 20f.

¹² Shell-Studie (Anm. 10), S. 115f. u. S. 121.

¹³ Niko Hansen, „Ich verehere alle, die überlebt haben ...“, Vorwort, in: Lennon, *Abschied* (Anm. 9), S. 12.

laxis, vielleicht noch weiter, ich weiß nicht.“¹⁴ Vor allem wurde Lennon zum Übervater der Friedensbewegung – der mächtigsten Sozialen Bewegung der frühen 1980er Jahre, die mit den Bots („Das weiche Wasser“) oder Udo Lindenberg und Pascal Kravetz („Wozu sind Kriege da?“) manche Blüte der politisch engagierten Unterhaltungslyrik hervorbrachte, aber erst bei John Lennon weitgehenden Einklang erzielte. So stimmten bei der ersten großen Friedensdemonstration im Bonner Hofgarten am 10. Oktober 1981 viele der 300 000 Teilnehmer gemeinsam „All we are saying is give peace a chance“ als inoffizielle Hymne der Friedensbewegung an.¹⁵

Für die linke Presse war der Tod Lennons einmal mehr Anlass, die Funktionsmechanismen der Kulturindustrie zu beklagen und den „von den Plattenkonzernen hochgeputschte[n] Starkult“ zu attackieren.¹⁶ Doch die Kritik an der nach dem 8. Dezember 1980 einsetzenden medialen „Leichenfledderei“¹⁷ war keineswegs nur in der linken Presse anzutreffen, sondern ein allenthalben geteilter Topos. Für eine in der Shell-Studie befragte junge Frau waren die tödlichen Schüsse besonders einprägsam, „obwohl ich kein Lennon-Fan bin“, „weil man daran (...) sehr gut erkennen kann, dass der Mord an einem bekannten Musiker für die Konzerne und Firmen nichts anderes ist als ein ‚freudiges Ereignis‘“, an dem sie viel verdienten.¹⁸

In der linken Szene, wo nach dem „Deutschen Herbst“ von 1977 und den vergeblichen Bemühungen um die Revolutionierung der Arbeiterklasse die Vorherrschaft des Marxismus-Leninismus erodierte und ein „Marxismus/Lennonismus“ (Jürgen Elsässer) ausgerufen wurde, der sich nicht auf Karl und Wladimir, sondern auf Groucho und John bezog, moderierte der „Anti-Star“¹⁹ den Über-

gang von einem revolutionären Habitus zum politischen Engagement, das mit einem unkonventionellen Privatleben harmonierte. Lennons Hinwendung zur Familie wurde gelegentlich gerügt und in eine Erzählung von Anpassung, Rebellion und Rückzug eingebettet, aber schließlich doch positiv bewertet, weil er in der Abkehr von der Kulturindustrie zu sich selbst gefunden hatte. Anne Bärenz monierte, seine Sehnsucht nach Frieden sei Mitte der 1970er Jahre „immer privatistischer“ geworden: „Er kapselte sich gesellschaftlich weitgehend ab, weil er nicht mehr Aushängeschild eines Mythos sein wollte. Er hatte letzten Endes eine Identität gefunden, die nicht mehr vom Rockgeschäft geprägt war.“²⁰

Obwohl die „lange Abblende“ (Wolf Wondratschek) in Lennons Karriere – sein Leben als privatisierender Hausmann und Vater – häufig kritisch betrachtet wurde, galt er gerade wegen seiner eigensinnigen Wendungen als Protagonist der Individualisierung. Insgesamt wurde Lennons Biografie als die Geschichte einer Subjektwerdung gedeutet, „vom Beatle zum Individuum, zum Menschen (...) gegen den Willen der anderen Beatles, gegen den Willen seiner Fans, gegen den Willen der Medien und überhaupt der gesamten Öffentlichkeit“.²¹ Der Star wurde zum Protagonisten jener „Neuen Subjektivität“, welche die Gegenkultur der Bundesrepublik in den 1970er Jahren implantiert hatte.²² Sie bestimmte auch die Wahrnehmung von „1968“, dessen Historisierung von den Schüssen vor dem Dakota-Building vorangetrieben wurde.

Generationswerdung der „68er“

Den Tod Lennons sahen zahlreiche Kommentatoren als das endgültige Ende der noch stark ausstrahlenden 1960er Jahre – nicht zuletzt, weil nun die immer wieder aufgeflammete Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der Beatles zu Grabe zu tragen war. Jetzt war es, wie eine ZDF-Moderatorin am Tag nach dem Attentat formulierte, „traurige Gewiss-

¹⁴ Helmut Salzinger, John Lennon (1940–1980). Mutmaßungen über einen Egomaniac, in: Walter Hartmann/Klaus Humann/Carl-Ludwig Reichert (Hrsg.), Rock Session 5. Magazin der populären Musik, Reinbek 1981, S. 4–12, hier: S. 12.

¹⁵ Vgl. Rolf Düdde, „Give peace a chance“ – die Friedensbewegung und ihre Lieder, in: Der Musikmarkt, Nr. 24 vom 15. 12. 1981, S. 40.

¹⁶ Die Tageszeitung (taz) vom 10. 12. 1980.

¹⁷ N. Hansen (Anm. 13), S. 6.

¹⁸ Shell-Studie (Anm. 10), S. 115.

¹⁹ Helmut Loeven, „... the World was Waiting for a Lover!“, in: Der Metzger, (1981) 34, S. 21–23, hier: S. 21.

²⁰ A. Bärenz (Anm. 2). Vgl. auch Felicitas Kohring, Zerbrochene Illusionen & Johns Tod, in: Rote Blätter, (1981) 2–3, S. 47.

²¹ N. Hansen (Anm. 13), S. 6.

²² Vgl. Andreas Reckwitz, Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist 2006, S. 441 ff.

heit geworden“, dass die *Fab Four* nie wieder zusammen kommen würden. Für Josef Joffe von der „Zeit“ (geb. 1944) war damit die Jugend „endgültig vorbei“.²³ Über John Lennon konnten die 1960er Jahre besonders gut verhandelt werden, weil er ihre Widersprüchlichkeit, insbesondere ihre Spannung zwischen kulturellem und politischem Aufbruch ebenso personifizierte wie den darauffolgenden kollektivbiografischen Wandel.

Der am Tode Lennons zelebrierte Abschied von den *Sixties* war eine wichtige Voraussetzung für den einsetzenden Erinnerungsboom und die gesellschaftliche Verankerung jenes Begriffs der „68er-Generation“, den der Publizist Klaus Hartung Ende 1978 im „Kursbuch“ geprägt und schon damals an einem Popstar festgemacht hatte – allerdings an Bob Dylan, der seinerzeit bei weitem nicht jene soziale Reichweite erreichte wie bald darauf Lennon post mortem.²⁴ Während Dylan gezielt den Mythos des Protestsängers destruierte und damit einen Teil seines Publikums enttäuschte, fand die „Linke als Generation“ (Hartung) wenig später in Lennon ein Vorbild, das ihre emotionalen und intellektuellen Bedürfnisse befriedigte und gleichzeitig Strahlkraft weit über sie hinaus entfaltete.

Dass die Todesnachricht, wie der Schriftsteller Wolf Wondratschek im „Spiegel“ notierte, „eine ganze Generation verwelkender Blumenkinder“ traf,²⁵ bedeutete nicht, dass diese „Generation“ mit Mitte oder Ende 30 schon am Ende gewesen wäre – im Gegenteil. Im Februar 1981 persiflierte die „Titanic“ die Vereinnahmung Lennons durch Medien jeglicher Couleur, in dem sie Blättern vom „Manager Magazin“ bis hin zu „Emma“ und „China im Bild“ jeweils spezifische Elegien schrieb.²⁶ Allerdings wurden im Diskurs um die „68er-Generation“ und ihre Konturen auch tiefe Brüche sichtbar, die nach dem Grad der beruflichen Etablierung, gegenwärtiger politischer Nei-



© Harald Juch (1980)

gung und kulturellem Eigensinn divergierten, teilweise auch nach altersmäßigen Feinstufungen. Nicht wenige der etwas Älteren waren schon in die gute Gesellschaft aufgestiegen, wie etwa jener von Harald Juch in der „Tageszeitung“ (taz) karikierte prototypische Krawattenträger, der bei der Lektüre eines Boulevardblattes zur Lennon-Beerdigung seiner Jugend nachtrauerte und eine junge Mitarbeiterin mit Punkfrisur anherrschte: „Mein Gott, Fräulein Müller – bei aller Toleranz, ihre Aufmachung ist einfach geschäftsschädigend!“²⁷

Wie die generationelle Vergemeinschaftung über die Musik der Beatles mit einer Erzählung der gesellschaftlichen Anpassung vermittelt wurde, demonstrierte die Darstellung Michael Jürgs' (geb. 1945) vom „Stern“: „Ja, sagten wir da, die Beatles-Fans aus den 60er Jahren, er hat schon recht, unser John. Es bringt wirklich nichts, andauernd protestieren zu gehen. Ging es nicht unseren Kindern auch

²³ Die Zeit, Nr. 50 vom 8. 12. 2005.

²⁴ Klaus Hartung, Über die langandauernde Jugend im linken Getto. Lebensalter und Politik – Aus der Sicht eines 38jährigen, in: Kursbuch, 54 (1978) Dezember, S. 174–188. Vgl. Albrecht von Lucke, 68 oder neues Biedermeier. Der Kampf um die Deutungsmacht, Berlin 2008, S. 28 ff.

²⁵ Der Spiegel, Nr. 51 vom 15. 12. 1980, S. 166.

²⁶ Vgl. Bernd Eilert/Robert Gernhardt, Denn er war unser! Nein unser! Nein unser! Nein unser!, in: Titanic, (1981) 2, S. 48 f.

²⁷ taz vom 22. 12. 1980.

gut, und war nicht, trotz allen täglichen Horrors auf der Welt, die eigene Welt, zurechtgestutzt aufs Mögliche, ganz schön zu leben?“^{P28}

Diese generationelle Konstruktion, die Lennons Biografie als Exempel und Legitimation für einen kollektiven Saturierungsprozess nahm, traf auf harschen Protest jener, die an einem rebellischen Selbstverständnis festhielten. Helmut Loeven (geb. 1949), Herausgeber der Alternativzeitschrift „Der Metzger“, betrachtete Jürgs Äußerung als „Verrat“ und „Selbsterniedrigung“ – ja, eine „zweite Ermordung des John Lennon“: „Dieser Herr Jürgs, das ist einer, der etwas hinter sich hat, was er für seine wilde Jugend hält. Damals wurde ihm prophezeit: Wart mal ein paar Jahre, dann wirst du schon noch vernünftig. So kam es auch. Herr Jürgs klammert sich an die Illusion, dies sei unvermeidlich gewesen. Die billige Hergabe seiner Jugendideale verwechselt er mit Reife und Erfahrung. (...) John Lennon ist für Jürgs das, was ihm zu sich selber einfällt.“^{P29}

Gleichzeitig entfremdeten sich Protagonisten der Counterculture der 1960er und 1970er Jahre von den nachfolgenden Altersjahrgängen, indem sie ihnen Anpassung vorwarfen. Ausgerechnet Helmut Salzinger (geb. 1935), der durch seine Bücher „Rock Power“ und „Swinging Benjamin“ einer kulturrevolutionären Deutung der Rockmusik den Weg gebahnt hatte und seit zehn Jahren ein bescheidenes Leben auf dem Lande führte, prophezeite den zornigen jungen Leuten der Gegenwart denselben Verfettungsprozess, wie ihn die Jahrgänge vor ihnen erlitten hatten; „schrottreif, aber Ansprüche bis zum Geht-nicht-mehr“, so kritisierte er den Nachwuchs der Überfluggesellschaft in der Zeitschrift „Sounds“.^{P30} Von der Redaktion als „antiquiert“ markiert und von Lesern als „Anmaßung“ eines Älteren getadelt, wurde Salzingers Text als Statement aus der „68er-Generation“ gelesen, die Aufruhr und Gegenkultur für sich allein beanspruchte und ihren „Frust über die gescheiterte (?) Revolte“ auf die jüngeren übertrug.^{P31}

Diese Diskrepanz trat auch innerhalb der „taz“ zutage. Die Posthippies trauerten, während die Punks mit einem Schulterzucken re-

agierten: „John Lennon, der Held einer alt gewordenen Generation.“^{P32} Der Musikkritiker Thomas Groß (geb. 1958) erinnerte sich, die Nachricht von Lennons Tod habe ihn „merkwürdig kalt“ gelassen: „Nach Althippie-Mannier echt betroffen sein war genau das, was keiner von uns proseminaristischen Grüppchenrauchern mehr wollte.“^{P33} Der Lennon-Boom in den Medien befeuerte diese elitäre Attitüde, vor allem aber legte er jenen, die den Opportunismus der Kulturindustrie verachteten, Zurückhaltung nahe – gerade wenn sie, wie viele von ihnen, Lennon schätzten. So ließ „Sounds“-Redakteur Diedrich Diederichsen (geb. 1957) seine soeben geschriebene „Double-Fantasy“-Kritik in der Schublade, „weil man heute John Lennon ermordet hat und weil dieser Tod und seine Umstände mir nahegehen, was ich über die Tode anderer Rockstars nicht sagen konnte“. Lennon sei es gelungen, sich der „mörderischen Maschinerie“ des Rock-Business zu entziehen und nicht „einen dieser Rock 'n' Roll-Tode“ zu sterben. „Ansonsten sollte man den Mund halten.“^{P34}

Aber das waren minoritäre Stimmen, die nichtsdestoweniger bekräftigten, dass Lennons Erbe von vielen beansprucht wurde. Jedenfalls bei den unter 50-Jährigen, so sah es die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ), war ein „Streit der Generationen“ ausgebrochen, in dem jede für sich behauptete, „er sei ‚der ihre‘ gewesen“.^{P35} Lennon und die Beatles wurden zu einem wichtigen Bezugspunkt vieler Szenen diesseits des Jahrgangs 1940, die sich auf irgendeine Weise kulturell auf die 1960er Jahre bezogen – sei es affirmativ oder mit dem Vorsatz der Transzendenz einstmals revolutionärer Kulturformen. Vor dem Hintergrund der aktuellen wirtschaftlichen, politischen und moralischen Krise wurden die 1960er Jahre vielfach retrospektiv überhöht, während gleichzeitig Punk und Neue Soziale Bewegungen dort entstandene Impulse aufnahmen und transformierten.

Mit der an Lennon entfachten Debatte um biografische, gesellschaftliche und kulturelle Passagen wurde ein wichtiger Schritt in der Selbstthematisierung der „68er-Generation“ getan – gerade weil dadurch der enge Fokus der politischen Studentenbewegung aufgebro-

^{P28} Zit. nach: H. Loeven (Anm. 19), S. 23.

^{P29} Ebd.

^{P30} Sounds, (1981) 3, S. 40 f.

^{P31} Sounds, (1981) 4, S. 4.

^{P32} taz vom 10.12.1980.

^{P33} Die Zeit, Nr. 50 vom 8.12.2005.

^{P34} Sounds, (1981) 1, S. 56.

^{P35} FAZ vom 15.12.1980.

chen wurde, wie er noch bei den ersten Rückblicken von 1977 vorgeherrscht hatte. Als die einstmalige „Bewegung“ von innen heraus zu einer „Generation“ umgedeutet wurde, wurden über Lennon und die Beatles sehr viel mehr Menschen in die generationelle Vergemeinschaftung einbezogen, weil hier das politische Element zurückgenommen wurde. Dass es nicht ganz verschwand, war auf dem Höhepunkt der Neuen Sozialen Bewegungen ebenso wichtig. Die emotionale Mobilisierungskraft der Musik, die sich bei zahlreichen Zeitzeugen geradezu körperlich eingelagert hatte und nun massiv reaktiviert wurde, spielte eine bedeutende Rolle beim Legitimitätsgewinn, den die „68er-Generation“ in den 1980er Jahren verbuchen konnte. Auch für viele Linksradikale der 1970er Jahre wurde Lennon, der damals als „ideologisch zu unzuverlässig“ gegolten hatte, in der kollektiven Abkehr von einer verengten politischen Perspektive wieder diskursfähig.¹³⁶

Lennon personifizierte wie wenige andere die für die späten 1960er Jahre charakteristische Fusion von Popkultur und Politik und eignete sich deshalb besonders für eine Gesamtbilanz. Der Lektor und Übersetzer Burkhard Kroeber identifizierte in seinem Rückblick von 1981 das „Weiße Album“ der Beatles von 1968 als „treffendste[n] Ausdruck des Lebensgefühls der antiautoritären Linken und zugleich eine böse Vorahnung ihrer politischen Sackgassen in den siebziger Jahren“. John Lennon, so Kroeber, habe seine Fans, „die Linken von '68“, aus ihren Träumen wecken wollen und gleichzeitig „mit den Mitteln der Popmusik als Collage“ dem Kommerz eine Absage erteilt.¹³⁷ Diese Deutung von „1968“ war auch eine Parallel- und Gegenerzählung zu den Nachrufen auf den ein Jahr zuvor verstorbenen Rudi Dutschke, bei denen es in erster Linie um Politik gegangen war.¹³⁸

¹³⁶ So Heinz Rudolf Kunze in einer autobiographischen Rückschau, in: Martin-G. Kunze (Hrsg.), *Ich und John Lennon. Erinnerungen von Heinz Rudolf Kunze u. a.*, Hannover 2005, S. 24.

¹³⁷ Burkhard Kroeber, *A Working Class Hero Is Something To Be*, in: *Freibeuter*, (1981) 7, S. 168–172, hier: 172.

¹³⁸ Bei Dutschkes Beerdigung am 3. Januar 1980 stellte der Theologe Helmut Gollwitzer Dutschke in eine Reihe mit Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Gustav Landauer und Che Guevara – Popstars wurden nicht erwähnt. Vgl. Michaela Karl, *Rudi Dutschke. Revolutionär ohne Revolution*, Frankfurt/M. 2003, S. 521.

Häufig wurde das Gedenken an Lennon in autobiographische Erzählungen der Selbstverdingung eingebettet. So Joffe, Kroeber und Loeven, so auch „Björn“ vom Kommunistischen Bund, der sieben Tage nach Lennons Tod im „Arbeiterkampf“ einen ganzseitigen Gedenkartikel publizierte. Der Autor spürte die Kugeln des Attentäters in sich selbst: „Dieser Killer hat mit dem Menschen Lennon auch auf einen wichtigen Abschnitt meiner eigenen Menschwerdung geschossen.“ Lennon und die Beatles, so tat er der Leserschaft kund, „haben es mir überhaupt erst möglich gemacht, den Mut zu gewinnen, mich und andere ändern, verändern zu wollen“. Über länger werdende Haare und den sich wandelnden Musikgeschmack von den Beatles zu den Rolling Stones wird die Geschichte einer Radikalisierung erzählt. Wiederfinden konnte „Björn“ sich in politischen Songs der frühen 1970er Jahre wie „Power to the People“ oder „Woman is the Nigger of the World“, und erst nach einer langen Pause, während der „wir alle aufpassen müssen, das Träumen nicht zu verlernen und nicht zu resignieren“, erschien „Double Fantasy“, das einen privaten Rollenwandel Lennons vom Macho zum Hausmann widerspiegelte: „Er war also noch lebendig, der Träumer! Es ist bitter, wieder einmal begreifen zu müssen, dass Träumer an der Wirklichkeit zugrunde gehen, wie zarte Blumen auf ausgedörrtem Boden.“¹³⁹

John Lennon als neoliberales Exempel

Viele Kommentatoren sahen in Lennon das Musterbeispiel eines Individualisten. „Sounds“ zufolge hatte er daran erinnert, dass die Beatles „in erster Linie Individuen waren und erst dann Idole“, „Die Zeit“ attestierte ihm, stets „beseelt vom Glauben an die Macht des Individuums gewesen“ zu sein, und selbst die Schallplattenindustrie erzählte die Geschichte Lennons als Emanzipationsbiografie eines Künstlers, der seit seinem 20. Lebensjahr „durch Verträge unter Druck gesetzt“ worden sei.¹⁴⁰

¹³⁹ *Arbeiterkampf*, Nr. 191 vom 15.12.1980, S. 24. Für die Vielzahl öffentlicher autobiographischer Reflexionen aus diesem Anlass vgl. etwa *Die Zeit*, Nr. 50 vom 4.12.1981. Für literarische Bearbeitungen vgl. Thomas Meinecke, *Hellblau*, Frankfurt/M. 2001, S. 260f.; Alexander Osang, *Lennon ist tot*, Frankfurt/M. 2008.

¹⁴⁰ *Sounds*, (1981) 2, S. 48–51; *Die Zeit*, Nr. 50 vom 4.12.1981; *Der Musikmarkt*, Nr. 1 vom 1.1.1981, S. 5.

In der linken Musikszene wurde das Subjektivitätspostulat am Beispiel Lennon unterfüttert durch Helmut Salzinger, nach wie vor eine gewichtige Stimme im Popdiskurs. Wenn er seinen Nachruf als „Mutmaßungen über einen Egomaniac“ überschrieb, so war dies alles andere als negativ gemeint. Schon Salzingers Text über Lennon von 1975, nun wieder abgedruckt und durch einen „Epilog 80“ ergänzt, hatte des Künstlers Arbeiten der frühen 1970er Jahre „als Ausdruck einer Subjektwerdung“, eines „Heilungsprozesses“ gedeutet: „Hier hat er gelernt, mit aller Unbefangenheit von sich selbst zu sprechen und nur von sich selbst und ‚Ich‘ zu sagen, wenn er ‚Ich‘ meint.“ Das war es, was Salzinger an Lennon bewunderte: „Es ist sein Ding, was er da durchzieht, und er zieht es durch, weil es sein Ding ist.“ Lennon verdiene Beachtung, weil er vorgeführt habe, „wie sich einer an den eigenen Haaren aus dem Schlamassel ziehen kann“.¹⁴¹

Beifall erhielt diese Deutung auch von der anderen Seite des politischen Spektrums, allerdings mit elitär-ästhetizistischer Akzentuierung. Nicht die Überreste der linken K-Gruppen griffen das Klischee vom *Working Class Hero* auf, sondern Karl Heinz Bohrer in der „FAZ“. Während an der Arbeiterklasse verzweifelte frühere Maoisten bei den Grünen den Frieden eine Chance geben wollten, interessierte sich Bohrer für Lennon als kämpferischen Helden. Der Englandkorrespondent der „FAZ“, der die Beatles seit ihren Hamburger Tagen schätzte, lobte des Musikers „abweichende Exzentrität“ und bezog sie auf seine soziale Herkunft: „Lennons Rebellion gegen das akademische, ordentliche Harmlose entstammte einem tiefen asozialen Sinn fürs Makabre und Bizarre, Gefühlsmöglichkeiten, die gerade die englische Schicht, der er entstammt, immer wieder aufbringt.“ John Lennon sei ein Beispiel gewesen für den dort anzutreffenden Typus des „Arbeiterdandy“, einen „von keinen kleinstädtischen Ängsten mehr gebremsten Aggressor“, der aber leider in der Gegenwart im Rückzug begriffen sei.¹⁴² Im Gegensatz zur Friedensbewegung, die Lennon als Kronzeugen des Pazifismus in Anspruch nahm, figurierte er für Bohrer, der den moralisch-universalistischen Grundstrom der

1980er Jahre verachtete, als Einzelkämpfer, der für die „bellikosen Qualitäten von 68“¹⁴³ stand.

Ein sympathischer Zeuge der ersten Stunde war auch der spätere Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Hans-Olaf Henkel. Dieser kannte die Beatles aus seiner Lehr- und Studienzeit in Hamburg, wo er im Tanzlokal „Top Ten“ verkehrte, mit Astrid Kirchherr aus dem engeren Umfeld der Band befreundet war und beim Kampf um ihre Gunst dem Beatles-Bassisten Stuart Sutcliffe unterlag.¹⁴⁴ Henkel, ein besonders engagierter Befürworter neoliberaler Reformen, misst in seinen im Jahr 2000 veröffentlichten Erinnerungen unter dem Titel „Die Macht der Freiheit“ Jazz und Beat eine zentrale Rolle als Medien seines postpubertären Aufbruchs zu: „Das war die Freiheit“.¹⁴⁵ Wie Bohrer beobachtete er unter den an der Reeperbahn gastierenden englischen Beat-Bands „wahre Exzentriker“, war von der „aggressive[n]“ Atmosphäre in den Clubs fasziniert und sah bei Lennon gelegentlich „sein zukünftiges Genie aufblitzen“. Schon beim Jazz hatte er eine „wichtige Lebenserfahrung“ gemacht, die zum Passepartout einer ganzen Weltanschauung wurde, weil sie den Einzelnen in den Mittelpunkt rückte: Jeder Solist benötigte eine Gruppe, und erst durch das Zusammenspiel entstand der charakteristische Sound, doch das eigentlich Herausragende war die individuelle Leistung der Improvisation.

Beide, Bohrer und Henkel, stehen bei dem erneut aufgeflamten Kampf um die Frage, ob „1968“ als Katalysator der Individualisierung oder als Fanal eines universalen Gerechtigkeitsideals zu gelten habe, auf der Seite des Solitärs, der sich von der Masse und ihrer Empfänglichkeit für Moral und Sentiment distanziert.¹⁴⁶ Dass Versatz-

¹⁴¹ H. Salzinger (Anm. 14), S. 6–9.

¹⁴² FAZ vom 12. 12. 1980.

¹⁴³ So Bohrer in: Die Zeit, Nr. 7 vom 8. 2. 2001.

¹⁴⁴ Hans-Olaf Henkel, „Ich kannte John Lennon“, in: M.-G. Kunze (Anm. 36), S. 105–114.

¹⁴⁵ Ders., Die Macht der Freiheit. Erinnerungen, München 2001, S. 46, zu Astrid Kirchherr und den Beatles S. 69ff.

¹⁴⁶ Vgl. A. v. Lucke (Anm. 24), S. 68ff. Wie ein Lennon-Song auf völlig unterschiedliche Weise gedeutet und eingesetzt worden ist, zeigt das Beispiel „Imagine“: Während ein US-amerikanischer Schuldirektor ihn 1972 als „anti-religious and anti-American with communist overtones“ verbot, wurde er 1987 im



Mit Lennon-Zitaten wird auch heute immer wieder gegen Krieg demonstriert, hier 2003 in Tokio gegen den Irak-Krieg

© picture-alliance/dpa

stücke dieser Argumentation auch von Protagonisten der Gegenkultur geliefert wurden, spricht nicht gegen den Aufbruch von „1968“, der die Befreiung des Individuums aus den Fesseln der Tradition mit egalitären Vorstellungen verband. Es zeigt vielmehr, wie im Diskurs um eine neoliberale Wende seit den 1980er Jahren auch Elemente dieses Aufbruchs einseitig interpretiert wurden. Gerade weil Lennon „a figure of extraordinary paradoxes and elusive contradictions“ war,¹⁷ konnte er von so gegensätzlichen Richtungen ausgebeutet werden. Doch weder John Lennon noch „1968“ sind auf einen wie auch immer gearteten einfachen Nenner zu bringen.

Londoner Wembley-Stadion von den Delegierten des konservativen Parteitags zur Begrüßung von Margaret Thatcher angestimmt. Vgl. Janne Mäkelä, John Lennon, *Imagined. Cultural History of a Rock Star*, New York u. a. 2004, S. 222f.

¹⁷ A. Elliott (Anm. 1), S. 3.

Michael Rauhut

Held der Arbeiterklasse: Zur John-Lennon-Rezeption in der DDR

Wenige Wochen vor der Auflösung des Kulturministeriums der DDR 1990 klingelt im Forschungszentrum populäre Musik der Humboldt-Universität das Telefon. Ein Referent des Ministers lässt wissen, dass in den Kellerräumen des Gebäudes am Berliner Molkenmarkt große Bestände vom Zoll konfiszierter Westschallplatten

Michael Rauhut

Dr. phil., geb. 1963; Professor für populäre Musik an der University of Agder, Faculty of Fine Arts, Department of Music, Service Box 422, 4604 Kristiansand/Norwegen.

michael.rauhut@uia.no

lagern, die man in Kürze zu entsorgen beabsichtige. Vielleicht seien ja ein paar Exemplare für die Phonotheek von Interesse. Wie sich schnell herausstellt, sind sämtliche Tonträger infolge diverser Rohrbrüche und massiver Putzschäden unbrauchbar. Nun taugen sie nur noch als stumme Zeugnisse eines Regimes, das die Macht der Musik fürchtete.

Unter der Schmuggelware befinden sich meterweise Produktionen der Beatles. Es sind vor allem Exemplare von „Rubber Soul“ und „Revolver“, die sich im Eisernen Vorhang verfangen. Beide Langspielplatten, im Dezember 1965 bzw. August 1966 veröffentlicht, fielen einer kultur- und jugendpolitischen Eiszeit zum Opfer.

Die Beatles als Projektionsfläche

Keine andere westliche Band löste in der DDR eine derart gewaltige Resonanz aus wie die Beatles. Sie blieben bis zuletzt ein Medienthema, prägten den Alltag ganzer Fan- generationen und wurden immer wieder für Propagandazwecke missbraucht.

Ende 1965 kippte die offizielle Bewertung der Beatles ins Negative. Bislang hatte selbst

die politische Presse die Musik der *Fab Four* als im Kern fortschrittlich und dezent kapitalismuskritisch eingeschätzt. 1964 schwappte die sogenannte *Beatlemania*, eine von den Westmedien geschürte Massenhysterie, auch auf die DDR über. Unzählige Teenager verfielen dem neuen Sound, sie erklärten John, Paul, George und Ringo zu Fixsternen und gründeten eigene Bands. Die Kulturadministration erkannte in der Attitüde des *Do it yourself!* eine doppelte Chance. Einerseits sah sie Schnittstellen zum Kurs der Öffnung, wie er im September 1963 vom Politbüro des Zentralkomitees der SED mit dem Kommuniqué „Der Jugend Vertrauen und Verantwortung“ gefordert wurde. Nach dem Mauerbau setzte die Führung auf einen Dialog mit den „Hausherren von morgen“. Das schloss ein flexibles Kulturverständnis ein. Im Kommuniqué war zu lesen: „Niemandem fällt ein, der Jugend vorzuschreiben, sie solle ihre Gefühle und Stimmungen beim Tanz nur im Walzer- oder Tangorhythmus ausdrücken. Welchen Takt die Jugend wählt, ist ihr überlassen: Hauptsache, sie bleibt taktvoll!“¹

Zum anderen sollte die Beatbegeisterung das Postulat des „sozialistischen Laienschaffens“ stützen. Der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend (FDJ) verabschiedete im April 1965 einen „Standpunkt der Abteilung Kultur zur Arbeit mit den Gitarrengruppen“, wie man die Beatbands in Abgrenzung zur Terminologie des „Klassenfeinds“ bezeichnete. Ihre Musik wurde prinzipiell als „progressive Erscheinung der Tanzmusikentwicklung“ identifiziert, als Klang der Moderne, der sich aus einem „neuen Lebensgefühl“ im Zuge „der technischen Revolution in der ganzen Welt“ speise. Das Grundsatzpapier rief zu einem landesweiten Wettbewerb auf, der den Wildwuchs der Szene unter Kontrolle bringen und kanalisieren sollte. Auch zu den Vorreitern der Welle, den Beatles, bezog die FDJ Position. Die doppelzüngige Einschätzung verriet strategisches Kalkül, das sich jederzeit ein Hintertürchen offen hielt: „Zur Popularisierung der Beatles vertreten wir die Auffassung, dass wir ihre progressiven Initiativen achten, aber ihre Bedeutung für un-

sere Tanzmusikentwicklung, begründet in ihrem widersprüchlichen Auftreten, nicht überschätzen.“²

Ein ähnlicher Tenor beherrschte die Pressestimmen von 1964/65. Das SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ gab im Juli 1964 die Linie vor. Die frühen Beatles wurden als „Kellerkinder der verrauchten Industrie- und Hafenstadt Liverpool“ porträtiert, deren Musik und Habitus „den Konservatismus und die Starrheit ihrer wohl situierten und spießhaften kapitalistischen Umwelt“ torpedierten. „Damit repräsentieren sie das jugendliche Auflehnungsbedürfnis einer ganzen Generation gegen eine überholte Gesellschaftsordnung.“ Doch schon bald hätten sie die künstlerische Selbstkontrolle verloren und seien zum Rädchen eines gigantischen Manipulationsapparats mutiert. Deshalb wäre exakt „zwischen dem zu unterscheiden, was dieser Gruppe von ihrem Ursprung her an Neuem und Originellem wirklich eigen ist und dem, was infolge der kommerziellen Ausnutzung unter kapitalistischen Verhältnissen an Unechtem und Ungesundem hinzugefügt wurde“.³

Bis zum Herbst 1965 besaßen die Beatles nicht nur einen festen Platz in der Tagespresse, sondern auch in den Jugend- und Unterhaltungsmedien der DDR. Zahlreiche Zeitschriftenartikel erzählten ihre Geschichte, spekulierten über die Psychologie des „Beatle-Rummels“⁴ und das große Geschäft, es erschienen Noten und Texte für die Hand des seriösen Musikliebhabers, im Rundfunk liefen ihre Songs und Coverversionen. Der VEB Deutsche Schallplatten veröffentlichte 1965 drei Singles und eine komplette Lizenz-LP der Beatles.

Mit dem 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965 wendete sich das Blatt. Hochrangige Politiker verteilten die Beatmusik in Bausch und Bogen. Staatschef Walter Ul-

¹ Eine detaillierte Betrachtung der komplexen jugendpolitischen Reformansätze findet sich bei: Michael Rauhut, *Beat in der Grauzone. DDR-Rock 1964 bis 1972 – Politik und Alltag*, Berlin 1993, S. 54–64, Zitat: S. 63.

² Alle Zitate: Zentralrat der FDJ, Abteilung Kultur, Standpunkt der Abteilung Kultur zur Arbeit mit den Gitarrengruppen, 17.3.1965, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), DY 24/6.381.

³ Martin Meyer, *Jugendliche Begeisterung – ein Geschäft? Eine Betrachtung über die Beatles*, in: *Neues Deutschland* (ND) vom 10.7.1964, S. 4.

⁴ Rose Grant, *Wie verrückt kannst du werden?*, in: *Das Magazin*, 11 (1964) 8, S. 55.

bricht attackierte den „Dreck, der vom Westen kommt“, und die „Monotonie des Jay, Jeh, yeh [sic!]“.⁵ Der FDJ-Zentralrat distanzierte sich bereits im Vorfeld von seinem „Standpunkt“ und dem „ganzen Quatsch, der da philosophisch erdacht wurde“: „Herausgekommen ist ein Wettbewerb für jedermann, die FDJ hat, ob sie das wollte oder nicht, in der ganzen Republik den Zurückgebliebenen die Bühne freigegeben. Den Gammlern, den Arbeitsscheuen, den Westfans, den bewussten Gegnern unserer Kulturpolitik der DDR.“⁶ Hinter dem Frontalangriff auf den Beat, wie er im Umfeld des ZK-Plenums entbrannte, verbarg sich weitaus mehr als ein hochkochender Generationskonflikt oder ästhetische Aversion. Er wurde von den Hardlinern als populistischer Nervenkrieg gegen die Liberalisierungstendenzen der beginnenden 1960er Jahre angezettelt. Die Debatten über Beat und Beatles waren eine wirkungsvoll inszenierte Vehikeldiskussion.⁷

Nach dem 11. Plenum verschwanden die Beatles schlagartig aus den Medien der DDR. Als sie wieder auftauchten, dienten sie erneut als politische Projektionsfläche und Manövriermasse des Kalten Krieges. Je nach Bedarf wurden sie zu Arbeiterkindern aus den „Slums“ von Liverpool stilisiert, deren Songs sich „durch eine realistische Widerspiegelung des Lebens der werktätigen Schichten“ auszeichneten, zu Opfern der „zersetzenden Einflüsse des Reichtums und des Show-Business“, zum Produkt „kapitalistischer Manipulation“ oder gar zu „Wirtschaftsbossen“.⁸ Die Argumente waren keineswegs hausgemacht, sondern fast durchweg der westdeutschen Presse entliehen. Man partizipierte am Pluralismus der Bundesrepublik und an der Deutungsunsicherheit der bürgerlichen Medien und verleibte sich auch die Schlagzeilen über Skandale und Exzesse ein, über Drogen, Sex und die juristischen Schlammschlachten

um den großen Reibach. Die SED-Ideologen schöpften die ganze Palette der intellektuellen und Regenbogenpresse ab, sie bedienten sich links und rechts, zitierten unter der Hand die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Konkret“ oder „Die Zeit“ genauso selbstverständlich wie „Bravo“, „Quick“ und die „Bunte“.

In den 1970er und 1980er Jahren wurde das Beatles-Bild der DDR mehr und mehr platter Propaganda entkleidet. Es rückten die künstlerischen Pioniertaten in den Fokus, das Œuvre der „Spitzenkünstler“, die der populären Musik „völlig neue Dimensionen“⁹ eröffnet hatten.¹⁰

Die Netzwerke der Fans

In den Sicherheitsdebatten der 1960er Jahre wuchsen die Beatles zum Synonym für Dekadenz und Infiltration. Sie galten als Leitbild einer Bewegung, die dem Kontrollanspruch des Systems zuwiderlief. Dieser Blickwinkel war für die interne Auseinandersetzung typisch, wie sie sich von der Ära des Rock 'n' Roll bis zu Punk und Heavy Metal durch die Geschichte zog. Der „Sirenen-gesang des Gegners“ wurde weniger seiner „Mistöne“ wegen gefürchtet, sondern aufgrund der jugendkulturellen Brisanz. Denn die war offensichtlich. Den Sicherheitsinstanzen blieb nicht verborgen, dass die sozialen und kommunikativen Qualitäten des Rock in der DDR durch das spezifische Klima der „geschlossenen Gesellschaft“ aufgewertet wurden. Diese Musik avancierte zum Sinnbild für Freiheit, Widerstand und Anderssein. Unter ihrem Stern etablierten sich Nischen, Handlungsräume, in denen sonst verwehrte Erfahrungen gesammelt und Befindlichkeiten ausgelebt werden konnten. Mit den habituellen Eigentümlichkeiten und Attitüden der Fans, dem Gruppenverhalten der Gleichgesinnten oder den regelbrechenden Vorstellungen über Sexualität, Moral und Genuss wurde unablässig politischer Sprengstoff produziert.

⁵ Stenografisches Protokoll, SAPMO-BArch, DY 30/IV2/1/337, Bl. 57f.

⁶ Horst Schumann, 1. Sekretär des FDJ-Zentralrats, Referat auf der Mitgliederversammlung der Parteiorganisation Zentralrat der FDJ am 1. 12. 1965, SAPMO-BArch, DY 24/9.415.

⁷ Vgl. M. Rauhut (Anm. 1), S. 155–164.

⁸ Die Zitate entstammen der Zeitschrift Volksmusik, 12 (1967) 7, dem Covertext der 1974 veröffentlichten Lizenz-LP „A Collection of Beatles-Oldies“, Meyers Universallexikon 1980, Meyers Jugendlexikon 1975⁵ und der Zeitschrift Neues Leben, 17 (1969) 3.

⁹ Andreas J. Müller, The Beatles, in: Das Magazin, 29 (1982) 10, S. 36f.

¹⁰ In mehrfacher Auflage erschien ein 200 Seiten starkes Buch, das bei der Fachkritik allerdings durchfiel: Gottfried Schmiedel, Die Beatles. Ihr Leben und ihre Lieder, Leipzig 1983.

Als das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) wenige Wochen vor der 11. Tagung des ZK der SED zur „Bekämpfung des Beatle- und Gammeler-Unwesens“ aufrief, richtete es sich gegen ein soziales Phänomen. Der berühmte Name der vier Liverpooler diente als assoziationsstarkes Etikett, das man fortan renitenten Teenagern und missliebigen Erscheinungen anheftete. Erich Mielke, der Minister für Staatssicherheit, ordnete im November 1965 an, „die durch sogenannte Beatles hervorgerufenen Entartungen der Musik und Auswüchse im persönlichen Auftreten mit geeigneten Mitteln und Methoden zu bekämpfen und auf die davon betroffenen Jugendlichen in der entsprechenden Weise einzuwirken“.¹¹ Weil die „Beatle-Anhänger“ eine „ausgesprochen westliche und zum Teil dekadente Lebensauffassung und Lebensweise“ demonstrierten, seien sie „wesentlich stärker unter operativer Kontrolle zu halten“.¹²

Observiert wurden auch die Fanklubs, die das Leben und Werk der Beatles sezierten. Selbst viele Jahre nach der Auflösung der *Fab Four* gründeten sich immer wieder derartige Vereinigungen. In den 1970er Jahren waren etwa der Beatles-Club im sächsischen Collm oder die Beatles Memory Agency aus Stralsund aktiv. Manche funktionierten ausschließlich per Briefwechsel, andere besaßen feste Strukturen, inklusive Klubausweis und eigenen Publikationen. Die Zahl der Mitglieder schwankte zwischen einer Handvoll und mehreren Dutzend, die sich aus der ganzen Republik rekrutierten. Internationale Kontakte waren üblich; sie hatten einen enormen Radius, reichten nach Ungarn oder in die Sowjetunion, die USA, nach Japan und Australien. Von dort bezog man wichtige Informationen, vor allem aber die begehrten Schallplatten. Oft wurden rare oder obskure Editionen des Ostblocks gegen Originale und Raubpressungen, sogenannte *bootlegs*, getauscht.

Das Angebot des DDR-Handels blieb überschaubar. Zwischen 1965 und 1984 wur-

den vier Langspielplatten und drei Singles mit Songs der Beatles, zwei LPs und eine EP, die John Lennon solo bzw. mit Yoko Ono und Elton John präsentierte, sowie eine LP und eine Single von Paul McCartney & Wings vom staatlichen Popmusik-Label Amiga unter Lizenz veröffentlicht. Hinzu kamen ein paar wenige Ausgaben, die der Intershop für harte Währung offerierte. Sammler waren letztlich auf den florierenden Schwarzmarkt angewiesen, wo sie für einen Long Player aus dem Westen den stolzen Preis von mindestens 100 Ostmark zahlen mussten.

Jenseits von Plattenbörsen und Flohmärkten organisierten die Beatles-Jünger ihre eigenen Zusammenkünfte. Weil man die Meldepflicht und Antragsprozedur umgehen wollte, wurden sie als private Feiern deklariert, als Geburtstagsfeten oder Klassentreffen. Dort tauschten die Insider Tonträger und Informationen, hielten kleine Referate und knüpften in geselliger, quasi-familiärer Runde zum Klang ihrer Musik neue Kontakte. In den 1980er Jahren fanden solche Partys regelmäßig in Weimar, Apolda, Sömmerda, Pößneck, Erfurt, Leipzig, Rostock, Magdeburg, Berlin oder Glauchau statt, unter wohltönenden und manchmal auch ironisch-großspuriigen Mottos wie die „Beatles Musikfestspiele“ in Dresden-Cossebaude. Angekündigt wurden sie per Mundpropaganda und durch die Infoblätter der Fanklubs. Über die Jahre etablierten sich im Underground der DDR spezielle Fanzines – darunter „Beatlemania“ (Erfurt), „The East Apple Scruffs“ (Parey/Elbe und Rostock), „Sgt. Pepper’s Lonely Hearts Club“ (Glauchau) und „Fanscene“ (Ost-Berlin). Sie wurden per Schreibmaschinendurchschlag, Thermopapier, Hektographie oder Foto vervielfältigt und oft auf abenteuerlichem Weg unters Volk gebracht. Ein Großteil der Texte und Datenbanken kopierte mühsam zusammengetragene Meldungen der Westpresse sowie ausländische Fan- und Fachliteratur.

Mit ihren raumgreifenden Initiativen bewegten sich die Beatles-Enthusiasten auf politisch und juristisch schwankendem Boden. Die Reaktionen des Staates fielen zwiespältig aus. Ein rigoroses Verbot blieb die Ausnahme. Zum Teil waren die Netzwerke überhaupt erst durch die Unterstützung der DDR-Medien möglich geworden. Die Presse und der Rundfunk stießen mit Artikelserien,

¹¹ Plan zur Unterstützung der gesellschaftlichen Kräfte bei der Bekämpfung des Beatle- und Gammeler-Unwesens, Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU), MfS, Zentrale Auswertungs- und Informationsgruppe (ZAIG), Nr. 10.518, Bl. 170.

¹² ZAIG, Bericht über Gruppierungen Jugendlicher in der DDR, Anfang November 1965, BStU, ZA, ZAIG 4608, Bl. 8 und 58.

Features und Specials auf ein anhaltend großes Interesse. Als die Jugendwelle DT 64 am 30. Juni 1978 eine opulente „Beatles-Parade“ ausstrahlte, konnte sie auf das Votum von 1187 Postkarten zurückgreifen, die 20 Lieblingstitel kürten. Fans fanden per Annonce in den ostdeutschen Jugend- und Musikzeitschriften zueinander, sie tauschten Adressen übers Radio, das etwa in Gestalt der „Tip-Disko“ des Senders Stimme der DDR mit dem „Beatles-Oldie der Woche“ und einer entsprechenden Grußbox ein exklusives Forum bot.

Aus diesen Kontakten wuchsen illegale Organisationsstrukturen: Plattentauschringe, Vertriebswege und Fanklubs. Das MfS war über die Aktivitäten im Bilde und setzte auf eine Strategie der Unterwanderung und Kontrolle. Im Sommer 1983 geriet der Gründer der „Beatlemania“ (BM) ins Visier. Ein Jahr zuvor war die erste Ausgabe des Fanzines erschienen, ein einzelnes DIN-A4-Blatt „voller gerade greifbarer Informationen“,¹³ das bald auf Hefstärke anschwell und quartalsweise um die 70 Abonnenten erreichte. Zwar attestierte die Stasi, dass der Kreis der Eingeschworenen „keine feindlichen Ziele verfolgt“ – in den zahlreichen Westverbindungen sah man jedoch potenzielle Kanäle der „politisch-ideologischen Diversion“.

Weil der Druck und die Verbreitung der BM rechtswidrig war und ihr Herausgeber „eine gewisse Furcht vor strafrechtlichen Sanktionen“ erkennen ließ, bereitete das MfS die Anwerbung als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) vor. Außerdem wurden ihm, der freiwillig drei Jahre bei der Nationalen Volksarmee gedient hatte und als Genosse der SED verpflichtet war, „eine positive Grundeinstellung zur gesellschaftlichen Entwicklung in unserem Staat“ bescheinigt. Das „Anforderungsbild“ des „zu gewinnenden Kandidaten“ reichte über das Wirkungsfeld der BM hinaus. Er sollte seine Beziehungen nutzen und zur „Aufklärung, vorbeugenden Verhinderung und offensiven Bekämpfung gegnerischer Pläne und Absichten“ im „Bereich negativ-dekadenter Jugendlicher“ und von Fanklubs beitragen, die „über zahlreiche operativ interessante Verbindungen innerhalb der DDR als auch zu

gleichartigen Organisationen/Institutionen im kapitalistischen Ausland verfügen“ und sich „politischer Untergrundtätigkeit“ zu verantworten hätten. Da der „Kandidat“ in der Testphase durch „aktive Mithilfe“, „Eigeninitiative“, Zuverlässigkeit und den Willen zur Verschwörung überzeugte, wurde er am 14. Februar 1985 in der Konspirativen Wohnung „Schwarz“ als IMS¹⁴ „Carl Weise“ angeworben.

15 Monate später gab die Stasi ein positives Ergebnis zu Protokoll: „Durch den Einsatz des IMS“ sei „die Gründung eines DDR-offenen ‚Beatles-Fan-Clubs‘ mit einer festen Leitungsstruktur sowie einer geplanten Anbindung an den Kulturbund der DDR verhindert“ und „erste Zerfallserscheinungen erreicht worden“, die sich unter anderem in „der Schaffung von Meinungsverschiedenheiten“ äußerten. Als „Carl Weise“ im März 1986 zur Freundin nach Erfurt zog, überließ er seine Wohnung in Gera „unserem Organ zur Nutzung“.¹⁵ Die später getroffene Selbsteinschätzung, wir „steckten mittendrin“,¹⁶ die freilich nicht als kritische Reflexion über Stasiverstrickungen gemeint war, bekommt vor dem Hintergrund der geheimdienstlichen Akten einen zynischen Beigeschmack.

Das John-Lennon-Bild der DDR

Einen festen Platz auf der Agenda der Fanklubs besaß das Gedenken an John Lennon. Der Ex-Beatle war am 8. Dezember 1980 in New York erschossen worden. An diesen Tag erinnerten private Treffen wie etwa das jährliche „In Memoriam John Lennon“ in Weimar. Lennons Ermordung löste aber auch ein starkes Medienecho aus. Schon in den 1960er und 1970er Jahren hatte ihn die DDR-Presse zum „Beatles-Chef“ und „Einstein vom Dienst“ gekrönt, der sich zur Antithese des „Showtalents“¹⁷ Paul McCartney entwickelt und dabei so manchen Irrweg beschritten

¹³ Vorwort des Ost-Specials, eines Sonderhefts anlässlich der 100. Ausgabe der Beatlemania, 2001, S. 4.

¹⁴ IMS = „Inoffizieller Mitarbeiter zur politisch-operativen Durchdringung und Sicherung des Verantwortungsbereiches“.

¹⁵ Alle Zitate: BStU, MfS Gera X/785/84, Bl. 61 f., 100, 102, 105, 194 f.

¹⁶ Vgl. das Ost-Special der Beatlemania (Anm. 13), Grußwort der Herausgeber, S. 3.

¹⁷ Die Zitate entstammen der Illustrierten Zeit im Bild, 19 (1964) 28 und Neues Leben, 27 (1979) 7.

habe: „Unter dem Einfluss der unkommunikativen Yoko Ono wurde er allerdings auch zu unfruchtbaren kulturavantgardistischen und esoterischen Experimenten getrieben.“¹⁸ Lennons Drogentrips und sexuelle Eskapaden, die unkonventionellen *bed-ins* und provokanten Aktfotos stießen auf Widerspruch. Über ein „recht unappetitliches“ Bild, das ihn und Yoko Ono „völlig hüllenlos zeigt“, hieß es: „Der Ober-Beatle gab sich also auch bei der Herausstellung des Pornographischen für die von den imperialistischen Meinungsmachern gewünschte ‚Enthemmung‘ der Menschen her.“¹⁹

Nach den tödlichen Schüssen verstummte die Kritik. Die ostdeutschen Medien zeigten sich in gleicher Weise von der schillernden Persönlichkeit fasziniert wie die westlichen Stichwortgeber. John Lennon, der „eigenwilligste, kompromissloseste“ und dabei „sensibelste und konsequenteste der Beatles“,²⁰ wurde als „Rock-Rebell“ gefeiert, ein Visionär, der „Imagine“ und „Power to the People“ sang und couragiert die Faust ballte: „Dein Protest gegen den Vietnam-Krieg war unüberhörbar, hat viele erreicht. Du schriebst aus Sehnsucht nach Liebe und Harmonie, was Frieden für dich immer einschloss, aus einem gesunden Gerechtigkeitssinn heraus ‚Cold Turkey‘ oder ‚Woman is the Nigger of the World‘. Lehntest dich auf gegen Rassenhass, Frauenunterdrückung, Drogenmissbrauch. Suchtest deinen Weg, hin und her gerissen zwischen der korrupten Welt des Geldes und dem Kampf der Arbeiterklasse, der du dich – stammend aus der Industriestadt Liverpool – zugehörig fühltest.“²¹ Eine 80-seitige Sonderbroschüre rechtfertigte die Auseinandersetzung mit Lennon wie folgt: Der „Friedenskampf als wichtigste Forderung der Gegenwart zwingt uns, nach Verbündeten zu suchen“.²²

¹⁸ Heinz Peter Hofmann, *Beat-Lexikon*, Berlin (Ost) 1977, S. 124.

¹⁹ Ilona Regner, *Der Weg der Beatles*, Teil 8: Affären und Meditationen, in: *Azet* (Abendzeitung, Leipzig) vom 31.7.1969, S. 8.

²⁰ Zitate: *Neues Leben*, 29 (1981) 12 und *Leipziger Volkszeitung* vom 27./28. 12. 1980.

²¹ Waltraud Heinze, *Unvergessener Liverpools Rock-Rebell*. Gedanken zum 45. Geburtstag John Lennons, in: *Junge Welt* vom 9. 10. 1985, S. 4.

²² Andreas Peglau, *Alles was du brauchst ist Liebe*. John Lennon zwischen 1967 und 1980, Extra-Ausgabe der Zeitschrift *Profil*, 1987, S. 62.

Die Propaganda stellte Lennons Tod in den Kontext einer menschenverachtenden Ideologie, die zu steigender „Gewalt und Brutalität“ führe. John Lennon sei „nur eines von jährlich 21 000 Mordopfern“²³ in den USA. Weil er das System entlarvt habe, wäre der Musiker ins Fadenkreuz „reaktionärer Scharfmacher“²⁴ geraten, passe die Bluttat „den Herrschenden in der Welt des Kapitals (...) nur zu gut ins Konzept“.²⁵ Ausgiebig wurden Verschwörungstheorien zitiert, die eine Spur zum FBI verfolgten. Der amerikanische Geschichtsprofessor Jon Wiener hatte die jahrelange Bespitzelung Lennons aufgedeckt und später einen Teil des Dossiers präsentiert.²⁶ Obwohl Wiener von Anbeginn keinen Zweifel daran ließ, dass der Mord das Werk eines Wahnsinnigen war, wucherten Spekulationen. Die Schlagzeilen lauteten „USA: Jagd auf John Lennon“ oder „Ermordete die CIA John Lennon?“²⁷ Weil das Gros der Akten mit der Begründung, ihr Inhalt „gefährde die nationale Sicherheit“,²⁸ weiterhin unter Verschluss blieb, mutmaßte man: „Lennon war politisch unbequem. So waren es John F. Kennedy und Dr. Martin Luther King. Letztere wurden nachweislich Opfer geheimdienstlicher Anschläge. Viele Fakten der Lennon-Affäre erinnern an die beiden anderen Morde.“²⁹ Ein ähnlicher Tenor zog sich durch die Postillen der Fans, die den Todesschützen, „so ein gottverdammtes Schwein“,³⁰ an den Pranger stellten und ihr Idol zum Märtyrer erklärten.

Kritische Stimmen warnten vor der „Euphorie der Leichenfledder“³¹ und meinten damit Lennons politische Kastration in der DDR. Diesen Trend nahm auch der Song

²³ Horst Schäfer, *Sänger John Lennon nur eines von jährlich 21 000 Mordopfern*, in: *ND* vom 11. 12. 1980, S. 6.

²⁴ Roland Radics, *Tod eines Beatle*, in: *Wochenpost*, Nr. 51 vom 19. 12. 1980, S. 7.

²⁵ Rainer Bratfisch, *Feriedisko*, in: *Die Trommel*, 35 (1982) 26, S. 11.

²⁶ Vgl. Jon Wiener, *Come Together*. John Lennon in His Time, New York 1984.

²⁷ *Neue Berliner Illustrierte* (NBI), 39 (1983) 34 und *Berliner Zeitung* (BZ) vom 26./27. 3. 1983.

²⁸ Jon Wiener, *Gimme Some Truth*. The John Lennon FBI Files, Berkeley u. a. 1999, S. 1.

²⁹ Klaus Wilczynski, *Ermordete die CIA John Lennon? FBI-Akten führen zu Fragen zum Tode des Ex-Beatles*, in: *BZ* vom 26./27. 3. 1983, S. 4.

³⁰ *Beatlemania*, 3 (1984) 8.

³¹ Ingolf Hädicke, *John Lennon*, in: *Unterhaltungskunst*, 13 (1981) 2, 3. Umschlagseite.

„Mit einem Mal“ der Ost-Berliner Hansi Biebl Band aufs Korn:

*Mit einem Mal
war er so gut
sang er so schön
und intelligent
gegen den Krieg
gab Orden zurück
und denk mal zurück
an die Beatles*

*Mit einem Mal
war er so groß
war er doch unser Mann
unser Mann*

*Wisst ihr nicht mehr
wie es mal hieß
da war er nur
der Millionär
mit einem Schloss und Rolls-Royce
japanischer Frau
und viel zu langem Haar
dieser Beatle*

Mit einem Mal ...

*Jetzt ist er tot
wehrt sich nicht mehr
jetzt ist er tot
war jedermanns Freund
und er bekommt, wenn es geht
einen Orden noch drauf
den er garantiert
nicht mehr zurückgeben kann*

Mit einem Mal ...^{P32}

Das Lied wurde am 4. April 1981 in der Fernsehsendung „Rund“ ausgestrahlt; danach landete es auf dem Index. Im Falle der Lennon-Hommage „Junge aus Liverpool“ von Katrin Lindner und Schubert-Band waren die Zensoren wachsamer. Sie bremsten den spontan verfassten Text in erster Instanz aus, weil der Refrain in Anlehnung an „All You Need is Love“ nach Pazifismus roch: „Liebe – durch dich leben wir.“^{P33} Das Urteil lautete: „Gewalt kann nur mit Gewalt bekämpft werden, nicht mit Liebe! Abgelehnt!“^{P34} Nach zähem Rin-

gen wurde das Stück dann doch im Januar 1981 vom Rundfunk produziert. Dort lief es neben anderen Songs für John Lennon, die der Komponistenverband der DDR in Kooperation mit dem Funkhaus in Auftrag gegeben hatte. Parallel zu dieser Kampagne schrieben die Puhdys die Ballade „He, John“. Sie wurde ein Hit und von den Lesern der FDJ-Zeitung „Junge Welt“ zum „Titel des Jahres 1981“ erkoren. Ob der Erfolg auch dem Vers „Lieder schweigen nicht“^{P35} geschuldet war, den man als Trotz gegen die „Unfreiheit“ und „den Wahn- und Schwachsinn der Staatsdiktatur“^{P36} deuten konnte, bleibt ungewiss.

Unverblümt, weil nicht zwischen den Zeilen versteckt, löckte die Botschaft einer deutschsprachigen Coverversion von „Imagine“ wider den Stachel, die Liedermacher Gerhard Gundermann 1985 verfasst hatte und auf Konzerten seiner Brigade Feuerstein vortrug: „Nun stell dir vor, die Völker vertraun sich, grenzenlos. Du kannst nach Westen trampen, kommst wieder heim von Ost.“ Doch auch in den Songs von John Lennon selbst sahen viele ihre DDR-Erfahrung gespiegelt. „Give Peace a Chance“ wurde in zahllosen Diskotheken als Protestritual zelebriert, so wie man es aus dem Film „Blutige Erdbeeren“^{P37} kannte, der 1973 in die volkseigenen Kinos kam: Jugendliche knieten im Kreis nieder, sangen die Zeilen wie eine Beschwörungsformel und schlugen mit ihren Händen den Rhythmus auf den Boden.

John Lennon avancierte in vielfältiger Weise zum politischen Symbol. Kompetente Pressestimmen, die ihn zuerst als genialen Künstler sahen und auf anbiedernde Rhetorik verzichteten, waren eher selten. Als im Sommer 1989 der Ost-Berliner Verlag Neues Leben den umfänglichen „John-Lennon-Report“^{P38} auf den Markt brachte, ließ die Fachkritik kein gutes Haar an Buch und Autor. Er kenne Lennons Musik nicht und würde statt seriös zu analysieren die sattem bekannten

^{P32} Text: Thomas Schmitt, Musik: Hansi Biebl.

^{P33} Text: Ingeburg Branoner, Musik: Sieghart Schubert.

^{P34} Protokoll des Rundfunk-Lektorats vom 10.12.1980, Deutsches Rundfunkarchiv, Bestand Hörfunk, HA Musik/Abt. TM 1980.

^{P35} Text: Burkhard Lasch, Musik: Dieter Birr, Peter Meyer.

^{P36} Aussage des Texters Burkhard Lasch vom 14.2.1996, in: Edmund Thielow (Hrsg.), *Beatlemania Made in Deutsche Demokratische Republik*, Material des Beat Archivs Glauchau.

^{P37} Originaltitel: „The Strawberry Statement“, USA 1970, Regie: Stuart Hagman.

^{P38} Rudi Benzien, *John-Lennon-Report*, Berlin (Ost) 1989.

Plattitüden auswalzen: „Von Seite zu Seite stolpert er über von ihm nicht durchschaute Zusammenhänge.“^{P9}

Sachkundige Reflexionen, die ohne Klatsch und ideologischen Zierrat auskamen, fand man bei den Bildungssendern und manchmal in den Nischen der Jugendprogramme. Radio DDR II strahlte am 26. Februar 1981 das 85-minütige Feature „Gedankenspiele“ aus, das den Musiker als „Avantgardisten“ porträtierte und in die Nähe eines Arnold Schönberg rückte: Beide waren Revolutionäre. Die intellektuellen Grübeleien und das hermeneutische Taxieren von „leeren Quinten“ und dem „Figurenvokabular der Affektenlehre“^{F40} mochten vielleicht so manchen Lennon-Liebhaber überfordern – trotzdem ging das Manuskript von Hand zu Hand.

Gleiches geschah dem Mitschnitt eines Experten-Interviews, das am 26. Januar 1987, zwischen 22.00 und 23.00 Uhr, bei DT 64 lief. Unter dem Titel „John Lennon – ein Lyriker?“ wurde die unbekanntere Seite des Künstlers vorgestellt. Als besonderen Service bot die Redaktion an: „Wir verschicken an Interessenten eine kleine Auswahl von Lennons Gedichten, Sketchen und Liedtexten.“^{F41} Qualifizierte Kommentare lieferte der Literaturwissenschaftler Roland Berbig. Ihn hatte man als Fachkraft ins Studio gebeten. Berbig verfasste auch für das Beatles-Fanzine „The East Apple Scruffs“ einen feinsinnigen Artikel über John Lennon. Er betrachtete das Vexierbild eines Mannes, der mit Erwartungen spielte, zwischen „Engagement und Opportunismus“ pendelte: „Man getraut sich kaum, ihn ‚beim Wort zu nehmen‘. Doch gerade das fordert der Poet.“^{F42} Damals wie heute.

^{P9} Jörg Utpatel, Trauriger Irrtum. John-Lennon-Report von Rudi Benzien, in: Sonntag, Nr. 47 vom 19.11.1989, S. 5.

^{F40} Ingolf Hädicke/Hans-Heinrich Raab, Gedanken-spiele. John Lennons Weg zum Liederkomponisten, unveröff. Ms.

^{F41} Jugendradio DT 64, Sendeplatz „Szene“, Transkription.

^{F42} Roland Berling [richtig: Berbig], „... und hätte mich als Poet versucht“, in: The East Apple Scruffs, 2 (1987) 8.

Silke Baer · Harald Weinböck ·
Peer Wiechmann

Jugendkulturen in der politischen Bildungsarbeit

Es gibt seit einigen Jahren Ansätze der zivilgesellschaftlichen Jugendarbeit, die in Anspruch nehmen, Jugendkulturen als wirksames Mittel der Gewalt-, Rechtsextremismus- und Fundamentalismusprävention einsetzen zu können. Hierbei werden die Heranwachsenden in Workshops zu Hip-Hop, Techno, Riot Grrrl oder Punk mit jugendkultureller Vielfalt und einem Ethos aus Respekt, Weltoffenheit, Gewaltvermeidung und aktiver Toleranz bekannt gemacht und im besten Falle an zivilgesellschaftliche Themen und Haltungen herangeführt. Auf der Grundlage eines solchen Ansatzes arbeitet auch der gemeinnützige Berliner Verein Cultures Interactive.

Silke Baer

M. A., geb. 1968; fachliche Leiterin von Cultures Interactive e. V., Mainzer Straße 11, 12053 Berlin. www.cultures-interactive.de baer@cultures-interactive.de

Harald Weinböck

Ph. D., geb. 1959; Privatdozent, Sozial- und Kulturwissenschaftler sowie Gruppenanalytiker und Supervisor, tätig für verschiedene Institutionen. www.weinboeck.net

Peer Wiechmann

M. A., geb. 1968; Geschäftsführer und Projektleiter von Cultures Interactive e. V. (s. o.). wiechmann@cultures-interactive.de

Heranwachsende aus verschiedensten Kontexten können vor der Verführung zu Radikalisierung, Ausgrenzung und Gewalt bewahrt werden, wenn ihre genuine Neugier auf Jugendkulturszenen in einer methodisch durchdachten Weise aufgenommen wird, die lebensweltlich-narrativ vorgeht und auch psychologisch fundiert ist – und die umso wirksamer der Demokratieerziehung zugute kommen kann. Dies hat sich in der Arbeit mit beiden hauptsächlichen Zielgruppen von Cultures Interactive erwiesen, den rechtsextremistisch gefährdeten Jugendlichen, die wir

vorwiegend in den infrastrukturschwachen Regionen Ostdeutschlands aufsuchen, sowie den religiös-fundamentalistisch gefährdeten Heranwachsenden mit unterschiedlichen Migrationshintergründen aus großstädtischen Brennpunkten, mit denen wir in Projekten wie „cultures of berlin“ in den Berliner Bezirken Neukölln und Marzahn-Hellersdorf arbeiten.

Was ist gelungene politische Bildung mit jungen Menschen?

„Politische Bildung sollte als pädagogische Offerte verstanden werden“, die eine „Auseinandersetzung von Gruppen und Individuen mit ‚Politik‘“ im weitesten Sinne ermöglicht.¹ Dabei sollte nicht nur „das Wissen über politische Zusammenhänge vertieft“, sondern auch die „politische Handlungsbereitschaft“ jedes bzw. jeder Einzelnen und somit sein bzw. ihr persönlich motiviertes Engagement gestärkt werden. Eine vorwiegend theoretisch-informative Wissensvermittlung wird dies nicht leisten können. Auch geht es bei politischer Bildung in einem erweiterten Verständnis nicht nur darum, dass die Jugendlichen vor Verstrickungen in Extremismus, Fundamentalismus und Gewalt bewahrt werden. Der Sozialpsychologe Heiner Keupp zum Beispiel führt aus, dass das Verstehen und Erleben einer demokratischen Alltagskultur eine grundlegende Bedingung dafür ist, dass junge Menschen überhaupt gut ins Leben finden und nicht an den Herausforderungen von gesellschaftlicher Differenzierung, Vereinzelung und sozialer Desintegration scheitern.²

Politische Bildung, die als „pädagogische Offerte“ gelingen will, muss somit zunächst die individuelle Motivation wecken und eine Grundbefähigung zur gesellschaftlichen Beteiligung schaffen. Gerade mit Blick auf junge Menschen aus bildungs- und politikfernen Kontexten heißt dies unseres Erachtens, dass man das Gewicht eher auf einen persönlich-lebensweltlichen Zugang legen und politisch-persönliche Bildung betreiben sollte, die von den individuellen Erfahrungen, lebensge-

schichtlichen Voraussetzungen und konkreten milieubestimmten Umfeldbedingungen der Einzelnen ausgeht. Denn erst wenn der individuelle und sozialräumliche Bezug hergestellt und im erzählenden Gespräch wachgerufen worden ist, lassen sich auch neue Wege der persönlichen Reflexion sowie Motivationsanreize des Perspektivwechsels und der kommunalen Aktivierung erschließen.

In der gängigen politischen Bildungsarbeit jedoch befinden sich die Referentinnen und Referenten oftmals in einem Dilemma: Mit den bestehenden, eher kognitiv-informativen und diskursiven Formen der Wissensvermittlung über die demokratischen Strukturen und die Gefahren von nicht-freiheitlichen Ideologien können häufig gerade diejenigen nicht mehr erreicht werden, die am dringendsten angesprochen werden müssen: gefährdete junge Menschen mit tendenziell zynisch-delinquenten Affinitäten, die in strukturschwachen Regionen und in Milieus leben, in denen eher Resentiments gegenüber „Fremden“ und „Anderen“ vorherrschen, als dass Anregung zum lernbereiten interkulturellen Kontakt bestünde. Umso mehr muss einer zeitgemäßen Demokratieerziehung daran gelegen sein, Vermittlungsformen zu entwickeln, mit denen auch diese Jugendlichen persönlich etwas anfangen können – eine lebensweltlich-biografisch-politische Bildung sozusagen –, die nicht an den milieu- und altersbedingten Erfahrungswelten dieser zentralen Zielgruppen „vorbei bildet“.

„Wir-unter-uns-Gruppe“

In der Erprobung dieses Ansatzes von zivilgesellschaftlicher Bildung – der in den Sphären von (Jugend-)Kulturen stets auch kreative, ästhetische Bildung betreibt – hat Cultures Interactive aber nicht nur die Erfahrung gemacht, dass das individuell-lebensweltliche Vorgehen unerlässlich ist, sondern auch, wie hoch die persönlichen und emotionalen Intensitäten dabei sein können – und wie sehr der individuell-lebensweltliche Bezug daher eines eigenen Raums bedarf. Aus diesem Grund setzen wir seit einiger Zeit als zusätzliches methodisches Modul eine themenoffene Gesprächsgruppe ein, die im Wesentlichen als Selbsterfahrungsgruppe geleitet wird und intern einfach die „Wir-unter-uns-Gruppe“ heißt. Hier kann das persönliche Erzählen über die verschiedenen biografischen und

¹ Paul Mecheril, Politische Bildung und Rassismuskritik, in: Bettina Lösch/Andreas Thimmel (Hrsg.), Kritische politische Bildung. Ein Handbuch, Schwalbach/Ts. 2010, S. 242.

² Vgl. Heiner Keupp, 13. Kinder- und Jugendbericht, Berlin 2009.

sozialräumlichen Lebensbereiche unserer „Brennpunkt-Jugendlichen“ in angemessener Dosierung moderiert werden. Und von hier aus kann es dann auf die jugendkulturellen Workshops und die Module der politischen Bildung zurückwirken – und sie vertiefen.

Gewiss wird durch diese Verfahrenserweiterung im Grunde ein Methodenbereich herangezogen, der gemeinhin eher der Psychotherapie oder klinischen Arbeit zugeordnet wird. Und während der Entwicklungsphase stellten die Kolleginnen und Kollegen häufig fest, dass das Zugehen auf „Psychologisches“ auf den Feldern der politischen Bildung nicht immer leicht vermittelbar und manchmal geradezu tabuisiert ist, so dass sie häufig auf große vorausseilende Skepsis trafen.

Als ein guter begrifflicher Kompromiss erwies sich hierbei, vom Arbeiten im „narrativen Modus“ zu sprechen. Das Augenmerk soll dabei vor allem darauf liegen, was eine Person zu erzählen hat, weniger darauf, welchen Argumenten sie zuneigt. Denn das individuelle Erzählen von unmittelbar selbst Erlebtem vermag ganz andere Prozesse der persönlichen Bewusstseinsbildung anzustoßen als das Argumentieren und Diskutieren von Meinungen. Die pädagogische Orientierung, in der Gesprächsführung eher einen lebensweltlich-narrativen als einen argumentativ-diskursiven Austausch anzuvisieren, hat in der praktischen Arbeit von Cultures Interactive einige Erfolge erbracht: Die Prozessqualität der Veranstaltungen ist durchweg deutlich gestiegen, wann immer wir begleitend eine „Wir-unteruns-Gruppe“ einsetzen konnten.

Warum Jugendkulturen?

Die Sozialisationsfaktoren und sozialen Bedingungen für heutige Heranwachsende haben sich grundlegend geändert und sind im Kontext einer beschleunigten Modernisierung von hohen Individualisierungsanforderungen und Desintegrationsrisiken bestimmt.^P Die Prägung durch *peer group* (die Gruppe der Gleichaltrigen) und Jugendkultur hat im Vergleich zu traditionellen identitätsstiftenden Bindungen wie Familie, Schule, Religion, Ver-

eine oder Parteien an Bedeutung gewonnen. Dies gilt in besonderem Maße für randständig und prekär situierte Jugendliche. Jugendkulturen wie Hip-Hop, Reggae-Dancehall, Punk, Skateboarding und andere stellen somit nicht nur sportliche und ästhetische Aktivitäten dar. Sie dienen als existentielles lebensweltliches Umfeld, in dem Jugendliche Handlungskompetenzen, Geschlechteridentitäten und Konfliktlösungsstrategien entwickeln.^F

An dieses Lebensumfeld lässt sich direkt anknüpfen, gerade auch mit Blick auf zivilgesellschaftliche Demokratieerziehung und politische Bildung: Denn Jugendkulturen bieten mehr als einen Sound oder ein Outfit, sie haben vielfach soziale und bürgerrechtliche Entstehungsgeschichten, an die auch heutigen Jugendliche anschließen können – Geschichten, die man aber zunächst in Erinnerung rufen muss. Selbst diejenigen, die einer Jugendkultur anhängen, wissen zum Teil nur sehr wenig über deren Geschichte, kaum etwas über die Musiktexte und deren Bedeutung und noch viel weniger darüber, was diese eventuell mit ihren eigenen Lebenswelten zu tun haben könnten. Dabei ist in Hip-Hop, Punk oder Gothic im Grunde alles enthalten, was eine von prekären sozialen Bedingungen, familiären Problemen und beruflicher Aussichtslosigkeit bedrängte Jugendgeneration betrifft – und worüber gesprochen werden muss, wenn hier nicht Extremismus und destruktives Verhalten entstehen sollen.

Blickt man zudem auf die Tendenzen der kommerzialisierten Jugendkulturindustrien, ergeben sich wiederum ganz neue Anknüpfungsmöglichkeiten einer kontextuellen politischen Bildung. Denn die *Do-it-yourself*-Einstellung, die einst die Punkbewegung prägte, hat wenig zu tun mit in China hergestellten Nietenbändern oder bereits in der Produktion zerrissenen Hosen und industriell bemalten Taschen, die von den großen Bekleidungsketten feilgeboten werden. Auch die sexistischen Männlichkeitsidole und die Gewaltverherrlichung, die inzwischen einen Teil des Hip-Hop prägen und in den Mainstream-Musikfernsehsendern MTV und VIVA erscheinen, sind mit jenem Habitus der gegenseitigen Anerkennung, des Respekts und der Gewaltfreiheit unvereinbar, der ein Kernelement bei der Entstehung von Hip-Hop war.

^P Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft, Frankfurt/M. 1986; Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Deutsche Zustände. Folge 5, Frankfurt/M. 2007.

^F Vgl. Barbara Stauber, Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen, Opladen 2004.

All diese jugendkulturellen Aspekte sind wahre „Türöffner für die Auseinandersetzung mit verschiedenen Diskriminierungsformen“, wie in einer Studie des Deutschen Jugendinstituts festgestellt wird: „Die Beschäftigung mit Jugendkulturen als Zugang der Rechtsextremismusprävention zeichnet sich besonders durch eine starke Lebensweltorientierung aus.“ Dieser Ansatz setze „an den jugendkulturellen Interessen der Jugendlichen an und nutzt diese als Einstieg für eine Diskussion über gesellschaftliche Fragen“.¹⁵ Darüber hinaus eröffnet dieser Ansatz aber auch Möglichkeiten zum lebensweltlichen Erzählen, das überhaupt erst einen verlässlichen persönlichen Zugang schafft.

Eine besondere Bedeutung – ja, geradezu eine zwingende Notwendigkeit – hat die Auseinandersetzung mit verschiedenen Jugendkulturstilen auch durch den Umstand erhalten, dass rechtsextreme Gruppierungen dazu übergegangen sind, diese Stile zu kopieren und zu simulieren. Gerade die besonders gewaltaffinen und menschenverachtenden Formationen wie die „Autonomen Nationalisten“ ahmen linke und sozialrevolutionäre Gesten nach, tragen „Palästinensertücher“, bedienen sich bei Hip-Hop (wie aktuell die Rapperin Dee Ex) oder Techno als moderne Varianten der Marschmusik. Der Aufklärungsbedarf besteht somit inzwischen in doppelter Hinsicht, da er nicht mehr nur Ideologie und Praktiken des politischen Extremismus – oder zunehmend auch des religiösen Fundamentalismus – betrifft, sondern auch dessen jüngste Indienstnahme und Verkehrung von ursprünglich freiheitlich intendierten und toleranzorientierten Jugendkulturen. Heranwachsende, Lehrerinnen und Lehrer, Sozialarbeiterinnen und -arbeiter sollten diese Zusammenhänge einschätzen können.

Praktische Umsetzung

Bevor ein Schulprojekttag der jugendkulturellen und lebensweltlich-politischen Bildung mit Cultures Interactive beginnt, haben sich die Schülerinnen und Schüler für einen der Jugendkultur-Workshops angemeldet. Teams aus je einem Jugendkulturvertreter und einem politischen Bildner leiten Gruppen von 12 bis

20 Jugendlichen. Zu Beginn werden die jugendkulturellen Freizeitinteressen eruiert, die speziellen Problemlagen sondiert und ein positives Grundklima geschaffen. In einfachen Gruppenaufstellungen im Raum können sich die Teilnehmer auf einer Skala beispielsweise danach einordnen, ob sie sich in der Region mit ihren Freizeitwünschen ernst genommen fühlen oder nicht, oder inwiefern sie sich bedroht oder sicher fühlen. Die Leiterinnen und Leiter fokussieren auf die lebensweltlichen Kontexte und die Gruppenzusammensetzung, insbesondere darauf, ob Hinweise auf eine Nähe zu rechtsextremen Szenen zu finden sind, welche Gruppendynamik davon ausgeht und ob sich Anknüpfungspunkte für sachliche oder narrative Nachfragen ergeben.

Brisante politische Themen ergeben sich in diesem Rahmen oft recht schnell, etwa wenn Jugendliche zum Beispiel die Meinung äußern, dass „Neonazis auch ein Recht auf Meinungsfreiheit haben“ oder behaupten, dass „Ausländer mehr Unterstützung vom Staat erhalten als deutsche Familien“. Auf die Frage „Was glaubt ihr? Wie viele Ausländer gibt es hier bei Euch?“ antworten Schülerinnen und Schüler in Thüringen, Sachsen oder Mecklenburg-Vorpommern, wo der Ausländeranteil unter zwei Prozent liegt, mitunter „30, 40 Prozent“. Derartige Missverständnisse, Vorurteile und Falschinformationen – die auch in der Mitte der Gesellschaft anzutreffen sind¹⁶ – können hier zunächst sachlich aufgenommen werden.

Doch die Wirkungskraft des besseren Arguments ist bekanntlich beschränkt. Hier kann einzig das Arbeiten im lebensweltlich-persönlichen und narrativen Modus weiterführen. Denn es sind mehr die individuellen Erfahrungen als die Meinungen im engeren Sinn, aus denen sich die politischen Affekte, Impulse und die (verfestigten) Handlungsmuster einer Person speisen. Und nur das Erzählen dieser Erfahrungen kann hier einen Zugang herstellen. Wenn von Ausländern die Rede ist, kann zum Beispiel nachgefragt werden, was man denn mit ihnen erlebt hat und wann man vielleicht selbst einmal Ausländer war. Wenn ein Schüler die Russlanddeutschen aus der Parallelklasse erwähnt, lässt sich fragen, was es denn von ihnen zu erzählen gibt,

¹⁵ Gabi Elverich/Michaela Glaser/Tabea Schlimbach, *Rechtsextreme Musik*, Halle/S. 2009, S. 109.

¹⁶ Vgl. Oliver Decker/Elmar Brähler, *Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellungen und ihre Einflussfaktoren in Deutschland*, Berlin 2006.

wie die eigentlich sind, ob man schon einmal mit ihnen gesprochen hat. Andere Anknüpfungspunkte könnten zum Beispiel auch die Themen Hass und Gewalt („Hast Du selbst schon einmal Gewalt erfahren?“), Homosexualität („Kennst Du denn jemand, der schwul oder lesbisch ist?“) oder der allgemeine soziale Druck sein („Wie ist das für Dich, wenn andere bestimmen, was ‚normal‘ oder ‚schön‘ ist?“) – um nur einige zu nennen. Die Möglichkeiten narrativen Nachfragens sind vielfältig.

Die verändernde Kraft des Erzählens⁷ zeitigt unter anderem die erfreuliche Folge, dass man sich manchmal nicht mehr aufreibend um die Korrektur von Vorurteilen bemühen muss, sobald ein paar selbst erlebte Geschichten und Beobachtungen vergegenwärtigt worden sind, mit denen dann vertiefend weiter gearbeitet wird. Auch hebt dieses narrative Arbeiten die irreführende Entgegensetzung von „akzeptierendem vs. konfrontierendem Ansatz“ auf. Wer sich nämlich auf Erzählen und das Gespräch über Erzähltes einlässt, ist seinem Gegenüber stets gleichzeitig akzeptierend zugewandt und konfrontierend gegenübergestellt. Die Person und deren individuelles Erleben werden vorbehaltlos akzeptiert, die Meinungen, Argumente und Taten werden gegebenenfalls konfrontiert und hinterfragt, so dass wir inzwischen von einer „akzeptierend-konfrontierenden“ bzw. einer „zugewandt-hinterfragenden“ Vorgehensweise sprechen. Das Motto des Arbeitens im lebensweltlich-narrativen Modus der politischen Bildung könnte also heißen: „Das ist zwar Nonsense, was ihr sagt (zum Beispiel 40 Prozent Ausländeranteil), aber mich interessiert, wie ihr dazu kommt“,⁸ oder aber: „Das ist Unfug und menschenverachtend, was ihr sagt, aber erzählt mir, was ihr eigentlich konkret mit ‚Ausländern‘ erlebt habt.“

⁷ Vgl. Gabriele Rosenthal, Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens, in: Psychotherapie und Sozialwissenschaft, (2002) 4, S. 204–227; Gabriele Lucius-Hoene/Arnulf Deppermann, Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch, Wiesbaden 2002; Lynne Angus/John McLeod (Hrsg.), The Handbook of Narrative and Psychotherapy, Thousand Oaks u. a. 2004; Michaela Köttig, Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik, Gießen 2004.

⁸ Vgl. hierzu auch Rainer Spangenberg, Argumentieren gegen Rechts, in: Gerd Meyer/Ulrich Dörmann/Siegfried Frech/Günther Gugel (Hrsg.), Zivilcourage lernen, Bonn 2004.

Wenn dann im Workshop genauer über die einzelnen Jugendkulturen gesprochen wird, kommen diese Themen wieder auf. Hip-Hop, Punk, Gothic, Emo, Indie-Rock, Metal, Techno, Riot Grrrl, Skateboarding – anhand von Bildern und Musikbeispielen stellen sich Fragen: Was sagen die Texte? Wie sind die lebensweltlichen Hintergründe ihrer Entstehung, die jeweils vorherrschenden Rollenbilder, Werte und Lebenshaltung, der Männer- und Frauenanteil in den jeweiligen Szenen? Was empfinden unsere Jugendlichen als attraktiv und „cool“ an diesen Szenen? Was scheint ihnen abschreckend oder „uncool“? Welche Erwartungen und Vorerfahrungen haben sie?

Hintergrundgeschichten werden eingebracht: Wie zum Beispiel das Hip-Hop mit Rap, DJ-ing, Breakdance, Graffiti von jungen Menschen in der New Yorker Bronx als Reaktion auf soziale und rassistische Ausgrenzung geschaffen und als Mittel der Gewaltverarbeitung eingesetzt wurde, wie sich hieraus die Werte der Fairness und des Respekt ergaben, was die Hip-Hop-Unterhaltungsindustrie mitunter daraus macht, wo die Grenzlinie zwischen Gewaltverherrlichung und ironischer Distanz verläuft, wie sich Widersprüche und Mehrdeutigkeiten zeigen (etwa, wenn ein Skinhead in einem Dokumentarfilm sagt, dass man als Skin „richtig hart tanzen“ können müsse, aber das Wichtigste sei, „ein Antirassist zu sein“).

Die Jugendkulturvertreter bringen ihre Erfahrungen und Geschichten ein: Ein Punk etwa erzählt, wie seine Jugendkultur in England als Reaktion auf eklatante berufliche Aussichtslosigkeit und eine davon ungerührte Erwachsenenwelt entstand, wie in Musikbeispielen die Vorgeschichte der Haltung des *no future* und *fuck off* erkennbar wird und wie sich Elemente des Punk in anderen Jugendkulturen fortsetzen bzw. wie Punk ihre Entstehung beeinflusst hat (zum Beispiel Gothic, Emo, Visual Kei).

Fotos, Songeinspielungen und Texte, die persönliche Präsenz eines Szenevertreters und dessen Geschichten, das praktische Üben beim Breaken, Rappen, Plattenauflegen – und schließlich die Parallelen zur eigenen Lebenswelterfahrung der Jugendlichen: Dies sind Grundbausteine der Jugendkultur-Workshops, die in die politische Bildung eingehen.

In der „Wir-unter-uns-Gruppe“ können diese Bausteine weiter vertieft und mitei-

inander verknüpft werden. Hier haben die Jugendlichen die Möglichkeit, alles zu besprechen, was persönlich-lebensweltliche Bezüge hat: was einen tatsächlich so fasziniert an bestimmten Freizeit- und Jugendkulturstilen; dass man vielleicht auch schon mal rechts-extrem war und wie das kam; was es für Jugendliche heißt, ein Moslem zu sein; welche Filme man sieht und welche Songs man hört; wen man liebt oder hasst und woher das kommt; wie das Leben in der eigenen Familie ist; was innerhalb der Cliquen abläuft und was dies subjektiv für die oder den Einzelnen bedeutet; wie und wo die Emotionen aufsteigen etc. In solchen Gesprächen ist bereits sehr viel Politisch-Zivilgesellschaftliches enthalten, und eine aus dieser Grundlage erwachsende politische Bildung wird umso nachhaltigere Wirkungen haben.

Auslöser für den lebensweltlich-narrativen Modus einer persönlich-politischen Bildung

Es waren im Grunde die brisanten Praxissituationen und die zu Zynismus und Destruktivität neigenden Jugendlichen, die Cultures Interactive zu ihrem methodisch erweiterten Ansatz führten. Zwar sind auf den Veranstaltungen meist nur sehr Wenige, die sich dem Angebot der Workshops entziehen können. Manchmal aber schotten sich kleine Grüppchen ab. Und gerade in den Gesprächsrunden mit gesellschaftlich-politischen Themen kommt es mitunter zu Störungen, bei denen versucht wird, mit aggressiven, menschenverachtenden und rechtsextremen Parolen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Das hierbei angezeigte Vorgehen lässt sich knapp zusammenfassen. Destruktive, störende Verhaltensweisen und extremistische Äußerungen oder auf Kleidung sichtbare Symbole müssen zum einen so rasch wie möglich als solche erkannt und offen angesprochen werden, zum anderen muss derartige Verhalten auf angemessene und pädagogisch wirksame Weise eingeschränkt werden. Unbedingt zu verhindern ist, dass Jugendliche, die dergleichen Verhaltensweisen und Aussagemuster zeigen, die Veranstaltung als Plattform zur Agitation und Selbstdarstellung missbrauchen. Die Sicherung der Arbeitsfähigkeit der Gruppen hat oberste Priorität,

wie auch der Schutz der am Projekt interessierten Jugendlichen, die im normalen Schul- und Jugendalltag ohnehin ständig unter den Einschüchterungen von destruktiv agierenden Mitschülern zu leiden haben.

Von großer Bedeutung ist, dass die für die Veranstaltungen geltenden Regeln und Sanktionen von Anfang an verdeutlicht, Regelverletzungen geklärt und geahndet und Jugendliche im Zweifelsfall verwiesen werden – jedoch niemals in einen leeren Außenraum: Denn für die gesamte Veranstaltung gilt die Lern- und Resozialisierungsprämisse. Wenn jemand ausgeschlossen werden muss, sollte stets klargestellt werden, dass dies aus Notwendigkeit und in guter Absicht geschieht und dass jedermann später wieder zugelassen werden kann. Aus diesem Grund gibt es bei jeder Cultures-Interactive-Veranstaltung ein Interventionsteam („Time-out-Team“), das gegebenenfalls in einem eigens dafür vorgesehenen Bereich das Gespräch mit den Störern aufnimmt.

Die Auseinandersetzungen mit Störern trugen nicht unwesentlich dazu bei, dass wir auch unsere generelle Methodik weiterentwickelten. Zwar ist die Aufgabe des „Time-out-Teams“ schwierig und für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mitunter schockierend. Zynismus, hasserfüllte Ansichten („Die Ausländer da in dem Asylbewerberheim, alle verbrennen. Da ist es nicht schade drum.“) und störrisches Beharren müssen ertragen und konfrontiert werden, wobei die üblichen Mittel der politischen Bildung freilich nicht viel ausrichten können. Auch bedürfen manche dieser jungen Menschen im Grunde einer längerfristigen sozialpädagogischen und psychologischen Betreuung, für die es im Rahmen von Schulen und Jugendeinrichtungen jedoch kaum hinreichende Ressourcen gibt. Aber dennoch war es nachgerade verblüffend, wie häufig es selbst in unserem begrenzten Rahmen gelang, eine Gesprächsgrundlage herzustellen und einen Impuls zu setzen, manchmal sogar eine korrektive Erfahrung zu ermöglichen. Und immer wenn dies der Fall war, stellten wir im Nachhinein fest: Die Mitglieder des „Time-Out-Teams“ hatten intuitiv den persönlich-lebensweltlichen Zugang gewählt, sich zugewandt-hinterfragend verhalten und den narrativ-erzählenden Austausch gesucht.

Dies war kaum überraschend – denn wie sollte man sonst jemandem begegnen, der sich

in eine völlig verbiesterte Widerstandshaltung verbohrt hat und nur noch nach Provokationsfloskeln und Extremargumenten greift? Nach dieser Herangehensweise könnte man also zum Beispiel vorübergehend paradox intervenieren, wobei man aber allgemein-verbindlich, zieloffen und nicht argumentativ ins Gespräch gehen müsste: Wie es denn eben in der Gruppe eigentlich zur Störung gekommen sei, ob einem das öfter so gehe, wie der Tag heute überhaupt gelaufen sei, ob man verstehen könne, dass andere vor einem Angst hätten etc. Wie in der offenen „Wir-unter-uns-Gruppe“ sind die Möglichkeiten der narrativ-lebensweltlichen Nachfrage zahllos, sobald Argumentationszwang und Themenbindung aufgehoben sind. Und häufig findet man sich schließlich umso verlässlicher bei einem jener brisanten Auslöserthemen wieder, die man zunächst zu verlassen gezwungen war.

Für uns stellt sich nun die Frage, welche Konsequenzen sich aus diesem Befund für Methodeninnovationen in der politischen Bildung ergeben sollten. Die Antwort darauf ist die Weiterentwicklung unseres Ansatzes: Cultures Interactive arbeitet mit Jugendkulturen, vermittelt durch einen lebensweltlich-persönlichen, zugewandt-hinterfragenden Ansatz der zivilgesellschaftlichen Demokratieerziehung, der auch Formen des offenen Gruppengesprächs umfasst. Die drei Formate, in denen wir dies umzusetzen versuchen, sind: bundesweite Projektstage für Schulen und offene Jugendarbeit mit flankierenden Erwachsenen-Fortbildungen, gemeinwesen- und sozialraumorientierte Interventionsstrategien der Gewalt- und Extremismusprävention (z. B. im Modellprojekt „KulturRäume2010“) sowie die Entwicklung von Weiterbildungslehrgängen zur Qualifizierung von Jugendkulturtainern (z. B. im Projekt „Fair Skills“).

Ein besonderes Anliegen für die Zukunft ist es, weiterhin an empirischer Begleit- und Wirkungsforschung im europäischen Vergleich teilzuhaben und den Ansatz in die schulischen Lehrpläne des Ganztagschulbereichs mit integrierten pädagogischen Nachmittagsveranstaltungen einzubringen. Nach erfolgreicher Umsetzung der geschilderten Innovationen bedarf es jetzt vor allem der institutionellen Einbindung und Verstetigung.

Götz Nordbruch

Islamische Jugendkulturen in Deutschland

Mit ihrem vielbeachteten Buch „Zwischen Pop und Dschihad. Muslimische Jugendliche in Deutschland“ lenkte die Journalistin Julia Gerlach vor einigen

Jahren den Blick erstmalig auf eine „pop-islamische“ Jugend-szene. Mit dem Begriff beschrieb sie eine Strömung, deren Anfänge sich in die 1990er Jahre zurückverfolgen lassen, die aber erst nach den Anschlägen vom 11. September 2001 und den folgenden Diskursverschiebungen an Bedeutung gewann.¹

Als wichtigstes Merkmal der „Pop-Muslims“ machte Gerlach deren Selbstverständnis aus, in dem sich ein Bruch mit tradierten Identitäten und Lebensentwürfen der Eltern- und Großelterngeneration abzeichnete. Islamische Identität, Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft und moderner Lifestyle werden von Jugendlichen und jungen Erwachsenen als widerspruchsfreie Einheit gedacht.

In den vergangenen Jahren entstanden zahlreiche Vereine und Initiativen, denen ein ähnliches Selbstverständnis zugrunde liegt. Unter Muslimen ist diese Strömung mittlerweile zu einem Begriff geworden, und auch in der nicht-islamischen Öffentlichkeit stieß der „Pop-Islam“ zunehmend auf Interesse.² Dennoch warf Gerlach erst kürzlich die Frage auf: „Ist der Pop-Islam in Deutschland tot?“³ Hintergrund dieser Frage war die zwischenzeitliche Stagnation der Mitgliederzahlen dieser Vereine. Die Frage verweist dabei weniger auf einen Niedergang als auf eine Vervielfältigung der islamisch geprägten Jugendszenen. Ähnlich wie unter nicht-muslimischen entwi-

Götz Nordbruch

Dr. phil., geb. 1974; Assistant Professor am Center for Contemporary Middle East Studies der Süddänischen Universität in Odense; Mitherausgeber des Newsletters „Jugendkultur, Religion und Demokratie. Politische Bildung mit jungen Muslimen“ und Mitbegründer des Vereins ufuq.de; University of Southern Denmark, Campusvej 55, DK-5230, Odense M/Dänemark. gn@hist.sdu.dk www.ufuq.de

ckelt sich auch unter muslimischen Jugendlichen ein breit gefächertes Spektrum jugendkultureller Szenen, die sich unter „Pop“ nur noch unzureichend fassen lassen. Das Aufgehen im gesellschaftlichen Mainstream und die Abgrenzung in explizit islamisch definierten Gemeinschaften sind dabei nur die Extreme, die das Spektrum markieren.

Islamische Jugendkulturen – ein Migrationsphänomen?

In der neueren sozialwissenschaftlichen Forschung wurden verschiedene Identitätsmodelle herausgearbeitet, die idealtypisch unter den 1,6 bis 1,8 Millionen Muslimen unter 25 Jahren in Deutschland zu beobachten sind.¹⁴ Sowohl untereinander als auch gegenüber nicht-muslimischen Jugendlichen sind die Abgrenzungen fließend. So unterscheidet der Islamwissenschaftler Michael Kiefer zwischen (1) religionsfernen bzw. gering religiösen, (2) „fundamentalen“, das heißt eng an traditionell-religiösen Normen orientierten, (3) nationalistisch-islamischen und (4) aktivistisch-islamischen Jugendlichen.¹⁵

¹⁴ Julia Gerlach, *Zwischen Pop und Dschihad. Muslimische Jugendliche in Deutschland*, Berlin 2006.

¹⁵ Dies wird beispielsweise in zahlreichen Medienberichten deutlich, in denen Vertreter dieser Strömung vorgestellt wurden. Seit April 2010 erscheint in der „Tageszeitung“ (taz) eine regelmäßige Kolumne der Bloggerin Kübra Yücel.

¹⁶ Julia Gerlach, *Pop-Islam revisited: Wohin entwickelt sich die transnationale Jugendbewegung der „neuen Prediger“ in Europa und in der arabischen Welt?*, in: Christine Hunner-Kreisel/Sabine Andresen (Hrsg.), *Kindheit und Jugend in muslimischen Lebenswelten*, Wiesbaden 2010, S. 119.

¹⁷ Vgl. Sonja Haug/Stephanie Müssig/Anja Sticks, *Muslimisches Leben in Deutschland*, im Auftrag der Deutschen Islam Konferenz, Nürnberg 2009, S. 105.

¹⁸ Vgl. Michael Kiefer, *Lebenswelten muslimischer Jugendlicher – eine Typologie von Identitätswürfen*, in: Harry Harun Behr/Hansjörg Schmid/Mathias Rohe (Hrsg.), *Was soll ich hier? Lebensweltorientierung muslimischer Schülerinnen und Schüler als Herausforderung für den Islamischen Religionsunterricht*, Berlin 2010. „Fundamental“ wird hier nicht im Sinne einer islamistischen, auf eine Islamisierung der Gesellschaft zielenden Orientierung verstanden. Vielmehr geht es um ein eher traditionalistisch geprägtes Festhalten an religiösen Normen und Werten. Eine andere Typologisierung bieten Hans-Jürgen von Wensierski/Claudia Lübcke, *Hip-Hop, Kopftuch und Familie – Jugendphase und Jugendkulturen junger Muslime in Deutschland*, in: Chr. Hunner-Kreisel/S. Andresen (Anm. 3), S. 158.

Der Islam ist lediglich eine Facette der Identität, welche die Lebenswirklichkeit dieser Jugendlichen prägt. Er bietet, ähnlich wie ein eventueller Migrationshintergrund der Eltern und Großeltern, Anknüpfungspunkte für Einflüsse aus sozialen und ideologischen Kontexten, die sich von der nicht-muslimischen Mehrheit unterscheiden. Prägungen durch das familiäre Umfeld und die Nutzung von Medien aus den Herkunftsländern sind Faktoren, die sich auch im Alltag von jungen Muslimen niederschlagen.¹⁶ Dennoch lässt sich weder aus dem Selbstverständnis als Muslim noch aus einer eventuellen Identifikation als Araber, Türke oder Albaner zwangsläufig auf Orientierungen und Lebensstile schließen, die grundsätzlich von jenen der Mehrheitsgesellschaft abweichen.

Schließlich sind sozialer Status und Geschlecht bei der Prägung der Jugendphase (nicht nur) junger Muslime nicht weniger bedeutsame Faktoren. Zudem teilen junge Muslime mit ihren nicht-muslimischen Altersgenossen die Sozialisation in Deutschland, was sich nicht zuletzt in der Ausbildung von „hybriden Identitäten“ abzeichnet, in denen Deutsch-Sein, ethnische Herkunft und Religion als sich ergänzende Aspekte der eigenen Identität zusammengeführt werden.¹⁷ Die islamischen Jugendszenen, die in den vergangenen Jahren entstanden, sind insofern weniger Migrationsphänomen als Teil der jugendkulturellen Entwicklungen vor Ort.

Säkularisierung, Tradition und neue Religiosität

Die Bedeutung des Islam im Alltag junger Muslime ist in den vergangenen Jahren Gegenstand zahlreicher Studien gewesen. Auch darin wurden die Unterschiede deutlich, welche die Lebenswelten junger Muslime kennzeichnen. So machte die repräsentative Studie „Muslime in Deutschland“ auf große Unterschiede unter muslimischen Schülerin-

¹⁹ Vgl. Dirk Halm, *Freizeit, Medien und kulturelle Orientierung junger Türkeistämmiger in Deutschland*, in: Hans-Jürgen von Wensierski/Claudia Lübcke (Hrsg.), *Junge Muslime in Deutschland. Lebenslagen, Aufwuchsprozesse und Jugendkulturen*, Opladen 2007, S. 108–110.

²⁰ Vgl. Naika Foroutan/Isabel Schäfer, *Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa*, in: APuZ, (2009) 5, S. 11–12.

nen und Schülern bezüglich der individuellen Glaubenspraxis aufmerksam – zum Beispiel hinsichtlich der Häufigkeit des Betens oder des Besuchs von Moscheen.¹⁸

Dennoch spielt die Religion unter jungen Muslimen eine wichtige Rolle.¹⁹ Dabei gibt es durchaus generationsbedingte Unterschiede, wie religiöse Muslime ihre Religion im Alltag leben. Junge Muslime, die in Deutschland aufgewachsen sind, teilen nicht zwangsläufig die Vorstellungen und Traditionen, mit denen ihre Eltern oder Großeltern in der Türkei oder dem Libanon aufgewachsen sind. Auch hier sind zudem Unterschiede zu berücksichtigen, die sich zwischen den einzelnen Konfessionen und Sprachgruppen zeigen.¹⁰

In der nicht-islamischen deutschen Umwelt zeigen junge Muslime oft das Bedürfnis, ihre religiöse Identität und Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Muslime besonders zu bekunden. Ihre Situation unterscheidet sich von jener ihrer Eltern und Großeltern, in deren Herkunftsländern diese Zugehörigkeit noch selbstverständlich war. Muslime, die von ihren Eltern nicht unbedingt religiös erzogen wurden und in deren Leben Religion lange Zeit keine Rolle spielte, wenden sich im jungen Erwachsenenalter bisweilen umso entschiedener dem Islam zu. Auch der Wunsch nach Abgrenzung vom Elternhaus kann ein Grund sein, sich verstärkt der Religion zuzuwenden.¹¹

Angesichts von Diskriminierungserfahrungen in Schule und Berufsleben und der Konfrontation mit anti-muslimischen Vorbehalten im Alltag steht das demonstrative Bekenntnis zum Islam auch für eine selbstbewusste

Antwort auf gesellschaftliche Erfahrungen. Der Kampf gegen anti-muslimischen Rassismus, der oft als „Islamophobie“ und damit als gegen die eigene religiöse Identität gerichtet wahrgenommen wird, spiegelt sich in dem Bekenntnis zum Islam wider.¹² Rassistisch motivierte Verbrechen wie der Mord an der ägyptischen Muslima Marwa El-Sherbini im Juli 2009 in Dresden geben Anlass, sich als Muslime zusammenzuschließen und das Gemeinsame der Gläubigen zu suchen.

Der betonte Bezug auf die eigene religiöse Gemeinschaft birgt jedoch auch Konfliktpotenzial. So dokumentiert die erwähnte Studie „Muslime in Deutschland“ unter anderem die Verbreitung von Vorbehalten unter jungen Muslimen gegenüber der nicht-islamischen Gesellschaft.¹³

Islamische Jugendszenen

In vielen Orten haben sich Vereine wie die Muslimische Jugend in Deutschland (MJD), die Lifemakers oder die Lichtjugend für viele junge Muslime inzwischen als Alternativen zu den traditionellen Moscheevereinen und großen Islamverbänden etabliert. Über ihr zivilgesellschaftliches und soziales Engagement in diesen jungen Organisationen – etwa in Projekten zur Unterstützung von Obdachlosen oder zur Gefängnisbesuche – bringen sich junge Muslime verstärkt in die Gesellschaft ein und zeigen ihren Wunsch, als deutsche Muslime in der Gesellschaft akzeptiert zu werden.

Dennoch spielen für Jugendliche auch die traditionellen Verbände wie der Zentralrat der Muslime in Deutschland (ZMD) oder die Islamische Gemeinschaft Milli Görüş (IGMG) weiterhin eine wichtige Rolle. Gerade die IGMG, die wegen ihrer islamistischen Ausrichtung von den Verfassungsschutzämtern beobachtet wird, widmet der Arbeit mit Jugendlichen auch aus religionspolitischen Erwägungen besondere Aufmerksamkeit. Die Stärkung der islamischen Identität und die Erziehung zu „guten Muslimen“ gelten ihr als Voraussetzung für eine gelungene Integration in Deutschland.¹⁴

¹⁸ Vgl. Katrin Brettfeld/Peter Wetzels, *Muslime in Deutschland: Integration, Integrationsbarrieren, Religion und Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt*, Berlin 2007, S. 243.

¹⁹ Vgl. Michael Blume, *Islamische Religiosität nach Altersgruppen*, in: Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.), *Religionsmonitor 2008. Muslimische Religiosität in Deutschland*, Gütersloh 2008, S. 44.

¹⁰ Vgl. Jörn Thielmann, *Vielfältige muslimische Religiosität in Deutschland*, in: ebd., S. 16.

¹¹ Zur Bedeutung der Religiosität unter jungen Muslimen vgl. auch Götz Nordbruch, *Religiosität und Zugehörigkeit. Junge religiöse Muslime in Deutschland*, in: Newsletter „Jugendkultur, Religion und Demokratie. Politische Bildung mit jungen Muslimen“, Nr. 17/Mai 2009, S. 4–6, online: www.bpb.de/files/UN4ENL.pdf (3.6.2010).

¹² Vgl. K. Brettfeld/P. Wetzels (Anm. 8), S. 236–242.

¹³ Vgl. ebd., S. 336 und S. 340.

¹⁴ Vgl. „Großer Bruder, kleiner Bruder“: Islamische Identität in der Kinder- und Jugendarbeit von Milli Görüş, in: Newsletter „Jugendkultur, Religi-

Projekte wie die Initiative „Großer Bruder, kleiner Bruder“, in der junge Erwachsene eine Mentorenrolle für jüngere Muslime übernehmen, finden unter türkischsprachigen Jugendlichen Zuspruch. Mit Freizeitaktivitäten, Schulaufgabenhilfe und Ferienprogrammen bietet die IGMG Jugendlichen vielfältige Möglichkeiten, ihre Freizeit entsprechend traditioneller Lebensstile zu gestalten.

Doch auch hier lässt sich in der jüngeren Vergangenheit ein generationeller Wandel beobachten, der sich nicht zuletzt in einer Kritik der etablierten Strukturen und der ideologischen Leitbilder niederschlägt. Sowohl unter lokalen Funktionären als auch unter medial besonders aktiven jüngeren Anhängern der IGMG finden sich Anzeichen einer Neuorientierung, die auf eine Distanzierung von der türkisch dominierten Gründergeneration und eine stärkere Orientierung an der deutschen Gesellschaft hinausläuft.¹⁵

Darin spiegelt sich eine Parallele zu jener jugendkulturellen Strömung wider, die von Julia Gerlach mit dem Begriff „Pop-Islam“ beschrieben wurde. Auch hier kommt dem Wunsch nach einer selbständigen Auseinandersetzung mit der Religion eine zentrale Bedeutung zu. Trotz der Bindungen, die Vereine und Initiativen wie die MJD an etablierte Verbände wie die Islamische Gemeinschaft in Deutschland (IGD) unterhalten, betonen sie ihr Bemühen, eigene Antworten auf religiöse Fragen im Alltag von jungen Muslimen zu finden. Auch sie kommen dabei allerdings nicht um etablierte religiöse Autoritäten herum, die sie heranziehen, wenn es beispielsweise darum geht zu klären, ob Islam und Musik vereinbar sind.

Gleichwohl bedeutet die Übernahme von modernen jugendkulturellen Stilen und Trends auch eine Annäherung an das nicht-islamische

Umfeld. Die Popularität von Lifestyle-Labels wie Styleislam, die hippe Streetwear und modische Accessoires mit islamischen Botschaften vertreiben, verweist auf eine zunehmende Orientierung an jugendlichen Lebenswelten, in denen sich auch Nicht-Muslime bewegen. Das Sortiment solcher Modelabels umfasst daher nicht zufällig neben Gebetsteppichen und islamischen Malbüchern für Kinder auch Kapuzenpullover, Mousepads und Kaffeebecher für das Büro. Die Ausstrahlung dieses islamischen Lifestyles wird durch die Nutzung der neuen Medien noch verstärkt. Onlinecommunities wie myumma.de orientieren sich im Auftritt an diesen Trends und ergänzen die Angebote von nicht-religiösen sozialen Netzwerken wie Facebook und StudiVZ. Oft nutzen junge Muslime sowohl religiöse als auch nicht-religiöse Medien.

Die Unschärfe des Begriffes „Pop-Islam“ wird gerade an den Rändern dieser Szene deutlich. Insbesondere im amerikanischen und britischen Kontext lassen sich Entwicklungen erkennen, die in Ansätzen auch in Deutschland zu beobachten sind. Zum einen geht es dabei um eine zunehmende Öffnung zum jugendkulturellen Mainstream, für die die Erfolge der amerikanisch-islamischen Punk-Band The Kominas oder der dänischen Hip-Hop-Band Outlandish stehen.¹⁶ Zum anderen deutet die Popularität von Internetseiten wie muslimhiphop.net auf eine Übernahme von popkulturellen Elementen in radikal-islamistischen Strömungen hin. Hier sind es gerade auch Jugendliche aus dem Umfeld der in Deutschland verbotenen Gruppierung Hizb ut-Tahrir (arabisch: „Partei der Befreiung“), die modernen Lifestyle und Musik mit explizit islamistischen Botschaften vermischen.

Im Internet dominiert dagegen eine Strömung, die sich einem offensiven Werben für eine rigide Auslegung des Islam verschrieben hat. Auf Seiten wie einladungzumparadies.de oder diewahrheitimherzen.de bieten Vertreter dieser Strömung Informationen zum Islam und zu einem gottgefälligen Leben. Der Salafismus, dem diese Initiativen zuzuordnen sind, orientiert sich ausdrücklich am Beispiel der Salaf, der ersten Generation der Muslime,

on und Demokratie. Politische Bildung mit jungen Muslimen“, Nr. 11/April 2009, S. 5–7, online: [www.ufuq.de/pdf/Newsletter 11-2009.pdf](http://www.ufuq.de/pdf/Newsletter%2011-2009.pdf) (3.5.2010).

¹⁵ Zu den Entwicklungen innerhalb der IGMG siehe Werner Schiffauer, *Nach dem Islamismus. Eine Ethnografie der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüş*, Berlin 2010. Die Bedeutung dieses Generationenwechsels ist unter Beobachtern der IGMG allerdings umstritten. Vgl. Eberhard Seidel, *Der Ethnologe und seine Boygroup*, in: taz vom 3.4.2010. Auch die Verfassungsschutzämter zweifeln an einer grundsätzlichen Neuorientierung der IGMG.

¹⁶ Vgl. dazu den Roman von Michael Muhammad Knight, *The Taqwacores*, New York 2004, aber auch Mark LeVine, *Heavy Metal Islam. Rock, Resistance, and the Struggle for the Soul of Islam*, New York 2008.

und lehnt jegliche „Neuerungen“ gegenüber den ursprünglichen Lehren des Koran und der Sunna, den Erzählungen aus dem Leben Muhammads, ab.¹⁷ Sowohl im Erscheinungsbild, das oft von traditioneller arabischer Kleidung, dem Tragen von Bärten und nicht selten auch der Vollverschleierung der Frau geprägt ist, als auch in der Lehre unterscheiden sich die Anhänger dieser Strömung ausdrücklich von Vereinen wie der MJD. Dennoch haben sie durch das offensive Auftreten ihrer oft sehr charismatischen Prediger und die Organisation von öffentlichen Vorträgen und sogenannten Islamseminaren mittlerweile in vielen deutschen Städten eine beachtliche Anhängerschaft.

Auch hier ist das Angebot einer klar definierten Gemeinschaft gerade für Jugendliche attraktiv. Auffallend ist dabei das ambivalente Verhältnis zur nicht-islamischen Umwelt. Zwar betonen die Verfechter dieser Lehre ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft. Zugleich definieren sie sich aber ausdrücklich als Außenseiter, die die richtige Lehre gegenüber einer als ungläubig beschriebenen Umwelt vertreten. Das Leben Muhammads gilt hier als Beispiel für die Muslime in Deutschland. Schließlich sei auch Muhammad zunächst als „Fremder“ angefeindet worden, bevor er sich mit seiner Botschaft gegenüber seinen Widersachern habe durchsetzen können. Rassistische Anfeindungen bekräftigen daher den Rückzug auf die Gemeinschaft der Muslime.

Die Attraktivität von eindeutigen Gemeinschaftsangeboten wird zudem in der Popularität von Szenen deutlich, in denen neben dem Islam auch die ethnische Identität herausgestellt wird. So gewann die türkisch-islamische Bewegung der Grauen Wölfe in den vergangenen Jahren mit ihrer sogenannten Idealisten-Jugend (*Ülkücü Gençlik*) unter türkischsprachigen Jugendlichen an Zulauf. Die Verknüpfung eines rechtsextrem-autoritären türkischen Nationalismus mit islamistischen Gesellschaftsvorstellungen bietet eine Orientierung, in der die ethnische und religiöse Identität gegenüber der Umwelt aufgewertet wird.

¹⁷ Zum Einfluss des Salafismus im Internet, vgl. Ekkehard Rudolph, *Salafistische Propaganda im Internet. Eine Analyse von Argumentationsmustern im Spannungsfeld von missionarischem Aktivismus, Islamismus und Gewaltlegitimation*, in: Armin Pfahl-Traugher (Hrsg.), *Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung 2009/2010*, Brühl 2010, S. 486–501.

Ähnliche Tendenzen einer Selbstethnisierung über die Herkunft der Eltern und Großeltern finden sich unter Jugendlichen mit albanischem, libanesischem oder palästinensischem Familienhintergrund, für die der Rückbezug auf eine vermeintlich authentische ethnische Identität einen Statusgewinn im jugendlichen Alltag bedeutet.¹⁸ Wie in anderen Jugendszenen äußert sich diese Orientierung auch im Auftreten gegenüber der Umwelt. Die Zurschaustellung nationaler Symbole durch Schmuck und Kleidung und das nicht selten aggressive Bekenntnis als „Albaner“ oder „Libanese“ durch selbstkomponierte Musik und Musikvideos sind Ausdrucksformen dieses Phänomens.

Schluss

Die Vielfalt dieser Optionen, aus denen junge Muslime wählen können, lässt sich als Hinweis auf eine zunehmende „Einbürgerung“ des Islam in Deutschland deuten. Bei allen Besonderheiten, von denen die einzelnen Szenen geprägt sind, zeigen sich diverse Parallelen und Anknüpfungspunkte zu jugendkulturellen Trends und Stilen, die für eine pluralistische Gesellschaft charakteristisch sind. Die Suche nach Orientierung und Gemeinschaft sind für junge Muslime Anlass, sich unter Gleichaltrigen zusammenzuschließen und nach Antworten auf Fragen des Alltags zu suchen.

Das Schwinden der Deutungshoheit, welche die traditionellen islamischen Verbände lange Zeit auch unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausübten, eröffnet jungen Muslimen insofern die Möglichkeit, unter verschiedenen Stilen und Szenen zu wählen. Eine Öffnung der nicht-islamischen Vereine und Initiativen für junge Muslime und Migranten und eine konsequentere Kritik von rassistischen Ressentiments und Anfeindungen durch die nicht-islamische Öffentlichkeit böten zusätzliche Chancen, einen solchen Pluralismus zu befördern.

¹⁸ Vgl. Kemal Bozay, „... ich bin stolz, Türke zu sein!“ Ethnisierung gesellschaftlicher Konflikte im Zeichen der Globalisierung, Schwalbach/Ts. 2005; Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage (Hrsg.), *Rechtsextremismus in der Einwanderungsgesellschaft. Exjugoslawen, Russlanddeutsche, Türken und Polen*, Berlin 2010.

APuZ

Nächste Ausgabe

28–29/2010 · 12. Juli 2010

Haiti

Hans-Ulrich Dillmann

Als die Möbel „zu tanzen begannen“ – Szenen aus Haiti

Jürgen Pohl

Wiederaufbau nach dem Erdbeben – Perspektiven für Haiti

Oliver Glieb

Die „erste schwarze Republik“ und ihr koloniales Erbe

Sonja Norgall

Voodoo für das Volk in Haiti

Julia Schünemann

Die Zerbrechlichkeit des haitianischen Staates

Klaus Lengefeld

Das touristische Attraktionspotenzial von Haiti

John Miller Beauvoir

Herausforderungen für die Jugend in Haiti

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Hans-Georg Golz
Asiye Öztürk
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Manuel Halbauer (Volontär)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
25. Juni 2010

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißensefelder Straße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte ist Bestandteil der Wochenzeitung **Das Parlament**. Jahresabonnement 34,90 Euro; für Schülerinnen und Schüler, Studierende, Auszubildende (Nachweis erforderlich) 19,00 Euro. Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Vertriebsabteilung **Das Parlament**

Societäts-Verlag
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fsd.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1
18184 Roggentin
Telefax (038204) 66 273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit 4,60 Euro berechnet.
Für Unterrichtszwecke dürfen Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Die Veröffentlichungen

in **Aus Politik und Zeitgeschichte** stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar; sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Klaus Farin

3–8 Jugendkulturen heute

Etwa jeder fünfte Jugendliche in Deutschland gehört aktiv einer Jugendkultur an. Jugendkulturen sind in der Lage, die als immer chaotischer empfundene Welt ein wenig zu ordnen. Sie sind Beziehungsnetzwerke, bieten Jugendlichen eine soziale Heimat und die Gelegenheit, das eigene kreative Potenzial zu entdecken.

Beate Großegger

8–12 Jugend zwischen Partizipation und Protest

Jugendkultur ist heute eine weitgehend politikfreie Zone. Dort, wo Politik eine Rolle spielt, gilt, dass Partizipation und Protest auch Spaß machen müssen. War es früher die „aufmüpfige Protestjugend“, so ist es heute die eher „politikdistanzierte Mitmachjugend“, welche die Gesellschaft vor eine Herausforderung stellt.

Detlef Siegfried

12–21 John Lennons Tod und die Generationswerdung der „68er“

Der Mord an John Lennon förderte schlagartig gesellschaftliche Befindlichkeiten zutage und trug zur sozialen Verbreiterung der „68er-Generation“ bei. Gleichzeitig legitimierte sich in der Erzählung über die Figur Lennons die neoliberale These von der Subjektwerdung des vormals kollektiv gezähmten Individuums.

Michael Raubut

21–28 Held der Arbeiterklasse: Zur John-Lennon-Rezeption in der DDR

Wie schon die Beatles in den 1960er und 1970er Jahren, diente John Lennon der DDR als kontrastreiche Projektionsfläche: Von der Propaganda wurde er wahlweise als zynischer Kapitalist oder Friedenskämpfer vereinnahmt, während ihn seine Fans zum genialen Künstler und Protestsymbol stilisierten.

Silke Baer · Harald Weilnböck · Peer Wiechmann

28–34 Jugendkulturen in der politischen Bildungsarbeit

Jugendkulturen dienen Heranwachsenden als existentielles lebensweltliches Umfeld, in dem sie Handlungskompetenzen, Geschlechteridentitäten und Konfliktlösungsstrategien entwickeln. Daran lässt sich auch mit Blick auf politische Bildung direkt anknüpfen, wie das Beispiel des Vereins Cultures Interactive zeigt.

Götz Nordbruch

34–38 Islamische Jugendkulturen in Deutschland

Islamische Jugendkulturen sind kein Migrationsphänomen. Junge Muslime definieren sich oft ausdrücklich als muslimisch und deutsch und sehen sich als aktiven Teil der Gesellschaft. Dies spiegelt sich auch in den Trends und Szenen wider, die von diesen Jugendlichen und jungen Heranwachsenden geprägt werden.